

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1866)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655704>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im Christmonat die Sonne schleicht,
Als wär' sie am Ermüden;
Doch nimmermehr das Licht erbleicht,
Das Christus uns beschieden:

Hell leucht' es uns durch's ganze Jahr,
Auf allen unsern Wegen!
Dies bring' ich Euch zum Gruße dar,
Und wünsch' Euch Gottes Segen.

Einiges über Erziehung.

(Fortsetzung vom Jahr 1865.)

X. Artikel.

Wie mein Nachbar Joseph und seine Frau Rosina ihre Töchter gut erziehen.

Es ist gewiß keine kleine Kunst, die Töchter gut zu erziehen; das erfährt mancher Vater und manche Mutter; das weiß mancher geschlagene Ehemann, dem aus einer Ehefrau ein böses Weib zu Theil geworden ist. Aber mein Nachbar Joseph versteht die Kunst und seine Frau auch.

Joseph und Rosina sind ein glückliches Paar von mittlerem Alter, einfach, arbeitsam, fromm und zufrieden. Sie besitzen ein artiges Heimwesen, das sie gut besorgen, und haben vier Töchterlein, die sie noch viel besser besorgen, so daß es recht artige, sittsame, viel versprechende Kinder sind, die von allen rechtschaffenen Menschen gelobt und geliebt werden. Ein erster Grund, warum mein Nachbar so artige Töchterchen hat, ist, daß er ihre Erziehung als etwas Wichtiges ansieht und nicht denkt, wie mancher Bauer: Es isch doch unmöglich Meitschi; daß er keine Mühe scheut, sie fromm und tugendhaft zu machen, und keine Kosten scheut, um sie alles das lernen zu lassen, was ihnen nöthig und nützlich ist. Ein zweiter Grund, und zwar ein Hauptgrund ist, daß Joseph und Rosina selbst gute und verständige Leute sind. Nur wer gut ist, kann gute Kinder erziehen; denn das Beispiel ist unendlich wichtiger als Regel und Strafe. An der Frömmigkeit der Eltern erwacht, nährt und erwärmt sich diejenige des kindlichen Herzens; bei den keuschen, bescheidenen, manierlichen Reden der Eltern lernen die Kinder eben so reden; die Emsigkeit der Mutter geht unvermerkt in die Tochter über und es ist kaum denkbar, daß eine Mutter, welche Kleidung, Stube und Küche reinlich und sauber hält, eine unsäuberliche Tochter aufziehe. An der ächten Liebe der Eltern unter sich und gegen die Kinder entzündet sich ganz natürlich die reine Liebe der Kinder gegen Eltern und Geschwister. Somit bestände denn die schwere Erziehungskunst darin, daß die Erziehenden tugendhafte Personen wären. Das ist aber nicht durchaus wahr. Denn man sieht ja viel ungerathene Kinder, und ihre Eltern sind doch brave, rechtschaffene Leute. Das mag verschiedene Quellen haben. Ich glaube, wenn Kinder guter Eltern ausschlagen, so kommt dies meistens von dem schädlichen Einfluß ihrer Umgebung her, welchem nicht alle Väter und Mütter so gut zu begegnen wissen, wie Joseph und Rosina. Die kümmern sich nicht darum, was andere Leute sagen; sie richten sich nicht darnach, sondern nach dem, was sie für recht und gut halten. So halten sie Morgens und Abends mit den Kindern, wenn sie immerhin Zeit haben, ein gemein-

dige Leute sind. Nur wer gut ist, kann gute Kinder erziehen; denn das Beispiel ist unendlich wichtiger als Regel und Strafe. An der Frömmigkeit der Eltern erwacht, nährt und erwärmt sich diejenige des kindlichen Herzens; bei den keuschen, bescheidenen, manierlichen Reden der Eltern lernen die Kinder eben so reden; die Emsigkeit der Mutter geht unvermerkt in die Tochter über und es ist kaum denkbar, daß eine Mutter, welche Kleidung, Stube und Küche reinlich und sauber hält, eine unsäuberliche Tochter aufziehe. An der ächten Liebe der Eltern unter sich und gegen die Kinder entzündet sich ganz natürlich die reine Liebe der Kinder gegen Eltern und Geschwister. Somit bestände denn die schwere Erziehungskunst darin, daß die Erziehenden tugendhafte Personen wären. Das ist aber nicht durchaus wahr. Denn man sieht ja viel ungerathene Kinder, und ihre Eltern sind doch brave, rechtschaffene Leute. Das mag verschiedene Quellen haben. Ich glaube, wenn Kinder guter Eltern ausschlagen, so kommt dies meistens von dem schädlichen Einfluß ihrer Umgebung her, welchem nicht alle Väter und Mütter so gut zu begegnen wissen, wie Joseph und Rosina. Die kümmern sich nicht darum, was andere Leute sagen; sie richten sich nicht darnach, sondern nach dem, was sie für recht und gut halten. So halten sie Morgens und Abends mit den Kindern, wenn sie immerhin Zeit haben, ein gemein-

schäfliches Gebet — mögen die Leute immer sagen, sie seien Frömmier, u. s. w. Joseph und Rosina gewöhnen ihre Töchterlein früh an nützliche Thätigkeit, und lassen sie kaum eine Minute lang müfig — mögen die Leute immerhin sagen, die Töchterlein würden so klein bleiben und Krüppel werden. Joseph und Rosina geben ihren Kindern einfache, aber gesunde Nahrung, lassen sie nicht den ganzen Tag essen und verderben ihnen nicht Zähne und Magen mit Zuckerzeug und Leckereien — mögen die Leute immerhin sagen, die Töchterlein hätten es so bös, man lasse sie verreblen. Joseph und Rosina sind überzeugt, wie nützlich, wie nöthig es ist, daß die Töchtern gut nähen und lisen lernen; d'rüm schicken sie dieselben fleißig in die neue Arbeitsschule — mögen die Leute immerhin sagen, sie wollen Stadtflengen aus ihren Töchtern machen So anderes mehr. — Joseph kleidet seine Kinder ganz einfach, und so viel möglich aus Zeug, wo zu sie das Garn selbst gesponnen haben; auch müssen sie sich viele ihrer Kleidungsstücke selbst ververtigen. Den reichern Leuten will er's nicht nachthun, wie viele einfältige Tröpfe, welche fast den letzten Kreuzer für die Hoffahrt eines lieben Töchterleins ausgeben. — Joseph und Rosina stecken die ihrigen nicht in lauter Seide und Sammet, behängen sie nicht mit silbernen oder gar goldenen Ketten. Kommt eine neue Mode auf im Dorf, und wünschten ihre Töchtern das Neue auch zu haben, so wird es nicht blindlings ange schafft, sondern zuerst wohl untersucht, ob das Neue auch dauerhaft, bequem, nützlich und der Kosten werth sei; ist es, wie gewöhnlich, nur ein glänzendes Flitterwerk, das viel Geld kostet, und einmal getragen, schon verderbt ist, so wollen

Joseph und Rosina nichts davon wissen, und ihre Töchter haben schon längst gelernt, sich in den verständigen, festen Willen ihrer Eltern zu schicken. Aber auch ohne allen den fremden Prunk und Hoffahrt, ohne den silbernen und goldenen Zierrath sind diese Mädchen schön und gefallen allen vernünftigen Leuten gerade wegen ihres einfachen, bescheidenen Wesens, besonders wegen ihrer Säuberlichkeit, dieser schönsten äußerlichen Zierde der Tochter. Sie machen es nicht wie so viele arme und reiche Bauernmädchen, denen zu Hause Alles gut ist, wenn's auch noch so schmäzig und eckelhaft aussieht, die sich aber dann nicht genug aufzuhüzeln können, wenn sie etwa in die Kirche, zum Tanz oder sonst irgend wohin gehen sollen. O die armen Heirathslustigen! Wie oft werden sie von solchen Töchtern betrogen, indem sie meinen, sie nehmen eine ordentliche, säuberliche Frau, und ist endlich nichts anderes, denn eine Hotsch oder eine Chöze. (Bi de Landarbeite ha me frili nit geng so proper u sufer si, aber es het doch Alles sis Maah.) — Wenn aber Joseph und Rosina ihre Töchtern streng in der Ordnung und zur Arbeit halten, so können sie ihnen daneben auch gern von Zeit zu Zeit eine unschuldige Freude. Rosina ist eine Blumenfreundin und hat in ihrem Krautgarten doch wenigstens ein Blumenbeet, zu dessen Besorgung sie ihren Kindern Zeit und Mittel gibt. Dabei finden sie denn oft ein großes Vergnügen, und indem sie sich mit den Blumen, diesen zarten unschuldigen Geschöpfen Gottes, beschäftigen, blühen sie selbst schön und unschuldig auf. Möchte doch Niemand über das Meyenwesen schmälen, als wäre es nur unnützes, zeitraubendes Zeug; die Meyen sind Sinnbilder der Un-

schuld und sollen besonders das zarte, reine Herz des Mädchens ansprechen; wo aber eine Tochter den Meyen nicht hold ist, da ist etwas nicht recht. Zahllose reine Freuden finden Josephs Töchtern an der Musik, besonders am Gesang; sie gehen in Sängervereine; sie singen zu Hause für sich, oft gar mit ihren Eltern und verkürzen sich so manche langweilige Stunde. Sie dürfen in die Gesellschaft solcher Kinder gehen, von deren Sitten nichts zu fürchten ist. Die Eltern gehen zuweilen mit ihnen fort, etwa auf den Markt, auf Besuch zu Verwandten und Freunden, wohl auch mitunter in's Wirthshaus, wo in artiger Gesellschaft, bei munterem, unschuldigem Scherz ein Trunk in Ehren genommen wird, wie Hebel sagt. Überhaupt haben sie die Kinder gern bei sich, und suchen ihnen Sinn für Familienfreuden einzupflanzen, der leider an so manchem Orte ganz fehlt, in so manchem Hause, dessen Glieder sich nur draußen in wildem Taumel, aber nicht zusammen in häuslichem Kreise freuen können. Das Beste aber, was Joseph und Rosina in Bezug auf das Vergnügen ihrer Kinder thun, ist, daß sie dieselben die reinsten Freunde an einer nützlichen Beschäftigung finden lehren, eine Freunde, die die Kinder selbst schaffen können, die dauernd ist und keine bitteren Folgen hat. Von wilden Lustbarkeiten, wo die Tochter allem preisgegeben ist, halten sie die ihrigen fern; doch schließen sie dieselben auch nicht klösterlich ein (zu wenig Freiheit ist so schädlich als zu große); nein, je größer und verständiger sie werden, desto freier; doch mögen sie weit oder nah sein, überall folgt ihnen das wachsame Auge einer zarten, sorgsamen Elternliebe. So wachsen Josephs und Rosinas Töchtern hoffnungsvoll heran. Die

älteste, Namens Anna, ist bereits aus der Schule. Sie gefällt allen, selbst denjenigen, die sie aus heimlichem Neide nur verlachen. Jedermann weiß, daß sie eine schöne, brave, geschickte und arbeitsame Tochter ist; nur sie selbst scheint es nicht zu wissen, so bescheiden und anspruchlos ist sie. Sie wird zwar kein gar großes Heirathsgut mitbringen; aber doch ist schon manchem, sogar reichen Jüngling, wenn er sie so ansah, der Gedanke leise in's Herz gestiegen: das wäre auch eine für mich. Mir wenigstens geht es so, jedesmal, wenn ich sie sehe; ja ich habe mich schon entschlossen, ihr meine Hand anzutragen. Ich werde aber nicht bei Nacht und Nebel auf meinen Fang ausgehen, oder „zu Kilt“, wie man sagt; das halte ich für unschicklich und gefährlich. Ich werde kurz und gut die Tochter Anna und ihre Eltern fragen, was sie zu meinem Vorhaben denken, ob es sich ausführen ließe. Gehts mir gut, woran ich nicht zweifle, so sollt ihr's auch vernehmen. Denjenigen Leser aber, der meinen Ansichten über die Töchter nicht ganz bestimmt, lade ich hoffentlich dann bald zu Gevatter, damit er mit eigenen Augen sich überzeuge, wie glücklich es sich mit einer so wohlgezogenen Anna leben läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Naturgeschichte der einheimischen Vögel

(Fortsetzung vom vorigen Jahre.)

Einen sonderbaren Vogel muß ich nennen, das ist der Kampfhahn. — Am Männchen ist das Gesicht mit kleinen Warzen besetzt und im Sommer am Hals ein Kragen von langen Federn. Sie sind in den Federn sehr veränderlich. Sie fliegen in großer Ge-

ellschaft; sobald sie aber absitzen, fangen sie an zu zanken, sträuben den Kragen auf und springen auf einander wie die tauben Güggel. „Das sy mer doch die dümmste Vögel!“ „Nume hübschli, Joggeli! Denk o, maches viel, viel Mönchsche nit prezis e so? Woher süß die ewige Revoluzione?“

Der Kyb iż heißt bei uns Gyriż wegen seinem Geschrei. Am Thunersee, wo sie aber seltener sind, heißen sie Seetauben. Er hat hinten am Kopfe einen herausstehenden Federbusch; der Rücken schimmert grün und purpurfarbig, die Brust ist schwarz. Er kommt zahlreich im März und verläßt uns im Oktober. Obwohl sie sonst nur um die Seen herum schwärmen, so verfliegen sich doch einzelne bis in's Emmenthal und Simmenthal, wo sie dann für seltsame Vögel angesehen werden. Man verirrt die alten Meitschi und sagt: alle die, welche sterben, ehe sie einen Mann bekommen, werden Gyrizen, und müssen trübselig auf dem Moos herumfläderen. — „Mira, sagte mir einmal das Elisabethli im Wirthshaus. U du u dyner Gattig alti Chnabe, ihr gäh de wüsti Fledermüs, die z'Nacht umenangere flüge, daß allne Lüte ab ech gruset.“ Hätt i gschwige!

Der Rätsch v o g e l, Grasrätsch, auch Wachtelkönig genannt, ist der Vogel, der im hohen Grase herumläuft, selten auffliegt und: rätsch rätsch! rätsch rätsch! schreit. Er kommt im Frühling mit den Wachteln und zieht im Herbst mit ihnen fort. Er macht wohl ein Dutzend Junge und lebt von Heustäffeln und andern Insekten, Regenwürmern, allerlei Sämereien. Gehört haben ihn gewiß sehr viele, gesehen wenige.

Das Wasserhühnchen hat einen kurzen Schnabel, der an der Spitze gelb ist; hinten dran, an der Stirne, sitzt ein häuti-

ges Blatt, das zur Paarungszeit schön roth wird, sonst aber weißgelb ist. Die Füße sind grün und haben lange Zehen. Es lebt an stehenden Wassern, Biechen, wo Gebüsch ist, läuft über Wasserpflanzen hin und kann auch schwimmen. Sein Nest baut es im Rohr und Schilf, auf das Wasser, so daß es schwimmt. An Orten, wo sie früher häufig waren, sind sie selten geworden, weil mutwillige Buben sie weggeschossen haben. Warum läßt man solches geschehen?

Schwimmvögel heißt man diejenigen, deren Zehen mit einer Haut verbunden oder wenigstens damit versehen sind. Es kommen viele derselben im Herbste zu uns, leben auf unsern Seen und Flüssen den Winter über, und ziehen im Frühling wieder heim, um dort zu brüten. Hier und da bleiben aber einzelne Paare zurück und brüten hier. Viele kommen alle Jahre, andere aber nur bisweilen, und noch andere ziehen nur durch. Wir müssen zum bessern Verständniß folgende Abtheilungen machen:

1) Solche, die einen zugespitzten Schnabel haben.

Das schwarze Wasserhuhn, Belch; mit weißem Schnabel und Stirnhaut, Augenstern dunkelroth, Oberleib schwärzlich, Unterleib aschblau. Es lebt auf Seen und Teichen, die Zehen sind frei, aber mit einer breiten, lappenförmigen Haut eingefaßt. Ein Sturmwind packt sie wohl im Fluge und wirft sie, wo sie nicht hin wollen, z. B. mitten in die Stadt Bern hinein.

Die Naturforscher nennen Steiffüße diejenigen Vögel, deren Füße ganz hinten am Unterleib stehen, die darum fast gar nicht gehen, aber desto besser schwimmen können. Man nennt sie meist mit dem französischen

Namen Grebe. Ich führe nur an den gehäubten Steiffuß, der besonders auf dem Genfer- und Neuenburger-See vor kommt. Er hat einen zweitheligen Federbusch am Kopf und einen Federkragen am Halse; der Unterleib ist schön silberweiß. Chemals ward um der Mode willen diesem Vogel sehr nachgestellt. Ihr fragt, was geht die Mode dieses Thier an? Schaut! Die schönen silberweißen Bauchfelle wurden, das Stück bis Fr. 6, verkauft und Westen, Schlüpfe und allerlei daraus gemacht. Das ist nun nicht mehr Mode und weil das Fleisch einen schlechten Geschmack hat und nicht zu essen ist, so haben diese Vögel jetzt Ruhe.

Das Mürderli, Tunkentli, ist der kleine Vogel, der auf der Aare und andern Flüssen und Bächen erscheint, aber lebendig nicht wohl außer dem Wasser gesehen wird. Der Kopf ist glatt, Kehle, Oberkopf und Hinterhals schwarzbraun, Oberleib dunkelbraun. Er ist wegen seinem eigenthümlichen Bisamgeruch auch nicht essbar.

Die Meerschwalbe mit rothen Füßen hat sehr lange, sichelförmige Flügel, und kurze, schwache Füße mit tief ausgeschnittern Schwimmhaut. Der Schnabel roth, Scheitel und Hinterkopf schwarz, Oberleib aschgrau, der gabelförmige Schwanz weiß, die Füße roth. Sie ist am Bielersee wohl bekannt.

Die Möven sind ein zahlreiches Geschlecht und die Arten oft schwer zu unterscheiden, da sie so oft ihre Farbe ändern, bis sie mehrere Jahre alt sind. Alle haben einen geraden, messerförmigen, zusammen gedrückten Schnabel mit einer hakenförmigen Spitze. Sie leben an den Seen, und selten verfliegt sich eine den Flüssen nach in's Land hinein. Am Bielersee sind sie gemein,

am Thunersee hingegen so gut als unbekannt. Sie leben von Fischen und sind nicht essbar.

(Fortsetzung folgt.)

Römische Druckfehler.

Von dem Vortrage eines Gelehrten hieß es irgendwo: „in diesem schaaffsinigen Vortrage (statt scharf sinigen).“

In einem Romane las man von einem heissen Kusse, den der überglückliche Eduard wonnentrunken auf die erröthende Wanze statt Wange: der Geliebten drückte.

Große Aufregung verursachte es in einem Lande, als die Zeitung meldete: „Am 20. d. M. wurde der Landtag zu N. N. ver sagt (statt vertagt).

In dem Trauergedichte einer Wittwe auf ihren seligen Mann, Namens Schuster sollte es heißen: „Ach! Schuster liebt' ich nur.“ Leider aber wurde statt des Ausrufungszeichens (!) ein t gesetzt; und so las man denn: „Acht Schuster liebt' ich nur.“

Man las in einer Zeitung: „Heute ent lief nach einem sorgenvollen Leben der wackere Kaufmann N. N. zu X.“ Es sollte aber heißen „entsch ließ“, und man ärgerte sich wie billig über den widerwärtigen Druckfehler. — „Nein, nein, es ist ganz recht so, bemerkte jemand, denn N. N. ent lief seinen Gläubigern, zu denen ich leider auch gehören.“

Richtige Antwort.

Ein altes Sprichwort sagt, das Handwerk habe goldenen Boden. Ganz recht! Aber nur, wenn die Rechnungen des Handwerkers richtig bezahlt werden. Einem Schneider aber, welcher seine sehr alte Rechnung

einem vornehmen, aber ungerne bezahlenden Herrn vorlegte, rief dieser zornig entgegen: „Glaubt Er denn, daß ich davonlaufen werde.“ Ganz richtig erwiederte der Schneider: „Das eben nicht, Ew. Gnaden, aber ich müßte davonlaufen, wenn alle es mir so machten!“

Eine aufrichtige Grabschrift.

Hier ruhen meine Gebeine —
Ich wollt' es wären Deine!

Heimlicher Handwerksgruß aus der guten alten Zeit.

Guten Tag, Frau Mutter!
Hat das Kalb auch Futter?
Was macht euer Hund?
Ist die Kug' gesund?
Legen euere Hühner viele Eier?
Und eure Töchter, haben sie auch Freier?

Der gute Schuster.

Wer gut picht und gut sticht,
Und zieht gut zu, macht gute Schuh.

Wie man lesen lernt.

Ein Junge, dem das Lesenlernen gar schwer fiel, holte sich eine Brille, in der Meinung, nun lesen zu können, ohne es mühsam erlernt zu haben. Als man ihn deshalb auslachte, sagte er naiv: „Wenn der Großvater die Zeitung lesen will, so nimmt er die Brille, dann erst kann er lesen. Gerade so wollte ich es auch machen.“

Wohl verdient.

Ein witziger Lustigmacher befand sich einmal zufällig auf der rechten Seite eines ebenso hochmuthigen als vornehmen Herrn. Dieser sagte ärgerlich: „ich kann nicht leiden,

dass mir ein Narr zur Rechten geht.“ — „Aber ich wohl“, sagte der Witzbold, indem er rasch auf die linke Seite des Andern hüpfte.

Dummheit und Narrheit.

Eine Wienerin jammerte in dem Kriegs- und Schreckensjahr 1805: „Ach Gott, mein Mann wird mir noch närrisch aus lauter Schreck und Verzweiflung.“ — Da tröstete ihr wackerer Nachbar sie mit den Worten: „Sorgens nicht, liebe Frau, ihr Mann ist viel zu dumm, um ein Narr zu werden.

Naive Todesangst.

Der Lehrling eines strengen Meisters fiel ins Wasser und rief, als er gerettet war, freudig aus: „Wie gut, daß ich nicht ertrunken bin, der Meister hätte mich sonst gewiß zu todt geprügelt.“

Beschreibung.

Im siebenjährigen Kriege verlangte man in ein Standquartier vier Futter Schneider. Der in der Rechtschreibung nicht feste Adjutant verschrieb sich: „vier Fuß der Schneider.“ Man kann sich vorstellen, wie herzlich man lachte, als hierauf in der That vier Wagen mit Schneidern anlangten.

Bescheidenheit eines Gelehrten.

Der gelehrte Düval war Bibliothekar in Wien, wo er 1775 im Alter von achtzig Jahren starb. Anstatt auf jede Frage so gleich eine Antwort, ob richtig oder unrichtig, bereit zu halten, antwortete er sehr oft: „ich weiß das nicht.“ Nun bemerkte ihm einst ein Naseweiser: „aber bezahlt Sie nicht der Kaiser, damit Sie das wissen sollen“, und erhielt die bescheidene, aber treffende Ant-

wort: „Er bezahlt mich für das, was ich weiß; wollte er mich auch für das bezahlen, was ich nicht weiß, so würde sein ganzer Schatz nicht hinreichen.“

Kurze Chronik des amerikanischen Krieges (1864 auf 1865).

(Fortsetzung und Schluß.)

1864. Juli. Bundesgeneral Grant umlagert mit 4 Armeekorps Richmond und das stark befestigte Petersburg.

Juli 30. Johnston geht mit einer Armee Südlicher im Rücken Grants bei Harper's Ferry über den Potomak, schlägt Siegel, brandschatzt und verbrennt Chambersburg, wird aber zuletzt über den genannten Fluß zurückgeworfen.

August. Sherman dringt mit einer Armee in die Mitte der Südstaaten, zwischen den feindlichen Korps, nach Atlanta.

Sept. und Oktober. Sherman zieht von dort aus seinen kühnen Feldzug siegreich fort, viele hundert Stunden weit, durch Virginien, Nord- und Südkarolina bis Georgien, über Ströme und Gebirge, durch Wälder u. Sumpfe, bis ans Meer.

November. Wiedererwählung Lincoln als Präsident. Neues Aufgebot von 300,000 Rekruten für die Bundesarmee.

Dez. 22. Sherman rückt gegen Savanna am Meer, zieht sich mit der Flotte des Bundesadmirals Dahlgren in Verbindung, das Fort McAllister wird erstmürt.

Dez. 25. Weihnacht. Einzug in Savanna. 150 Kanonen, 10,000 Gefangene und 33,000 Ballen Baumwolle werden genommen. Von hier weg zieht Sherman wieder gegen Norden, um sich der 250 Stunden entfernten Hauptarmee unter Grant am Jamesfluß zu nähern.

Dez. 30. Vergeblicher Angriff General Butlers, gemeinschaftlich mit einer Flotte, auf Wilmington (Nordkarolina).

1865. Januar 15. Fort Fisher an der Fluß-

mündung bei Willmington wird von Admiral Porter erstmürt, und am 22. Februar letztere Stadt durch General Schofield erobert.

Febr. 10. Von Sherman wird die Hauptstadt Südkarolinas, Columbia, u. sodann am

Febr. 17. Charlestown, die große Hafen- und Handelsstadt, genommen, wo der Aufstand der Südstaaten im Jahr 1861 angefangen hatte.

Febr. 22. In Richmond beschließt der südliche Kongress, in der Verzweiflung als letztes Mittel 200,000 Negersklaven zu bewaffnen. — Die Friedensanerbietungen Grants und Lincolns werden zurückgewiesen.

März 12. General Sherman rückt immer näher heran und nimmt Fayetteville (Nord-Karolina) mit 20 Kanonen und Kriegsmaterial.

März 22. Er erobert Goldsboro und zieht gegen Raleigh.

März 23. Jefferson-Davis und die Regierung von Richmond dekretirten noch eine Vermögenssteuer von 25 %.

März 25. Der südliche Obergeneral Lee fällt von Richmond und Petersburg aus, greift die Belagerungsarmee von Grant, namentlich das 9te Korps am Apomatox an und erobert dessen Schanzen, muß sich aber wieder zurückziehen. Die letzten Friedensversuche scheitern.

März 29. Grant vereinigt 7 Armeekorps unter den Generälen Meade, Ord u. Sheridan, zusammen bei 200,000 Mann stark — ohne den ebenfalls heranrückenden Sherman; hält mit den Generälen und dem Präsidenten Lincoln Kriegsrath in City-Point, und läßt die Linien von Petersburg auf der Ost-, Süd- und Westseite angreifen.

Am 31. macht der südliche General Lee an verschiedenen Punkten tapfere Ausfälle auf die Bundesstruppen unter großem Verlust auf beiden Seiten, namentlich aber des 2. und 5. Korps auf dem linken Flügel.

Am 1. April greift Sheridan mit diesen beiden und seinem eigenen Korps zum Theil mit abgesessener Kavallerie den Feind wieder an; erstmürt dessen in bewaldeter Gegend gelegene feste Schanzen und nimmt 6000 Mann gefangen.

2. April. Von Morgens früh weg donnern die Kanonen auf die äußere Verschanzungslinie

von Petersburg; sodann greifen Shermans Truppen links, diejenigen der drei Corps unter Grants direktem Befehl im Centrum und auf dem rechten Flügel die Vertheidiger an, erobern in blutigem Sturm das Fort „Welch“ und dringen unter heldenmütiger Gegenwehr der Südlichen gegen die innern Linien vor.

3. April. Lee zieht in der Nacht mit noch 25,000 Mann aus Petersburg ab, um sich mit der Armee Johnstons zu vereinigen. Die Bundesheere, vor Allem das 9. Corps, dringen ohne Widerstand in die Stadt ein und das 10. Corps unter Weizel zieht nach der wenige Stunden entfernten Hauptstadt Richmond, aus welcher sich Jefferson Davis und seine Genossen, namentlich aber die heftigsten Zeitungsschreiber geflüchtet hatten. — Weizel hält an der Spitze eines Negerregiments unter dem Jubel der zurückgebliebenen Negerclaven und ärmern Bewohner seinen Einzug. 2000 Gefangene aus dem Norden, die fast verhungert waren, werden befreit, im Ganzen über 500 Feld- und Positions geschütze, zahllose Kriegsführwerke erobert und 10,000 Ballen Baumwolle, so weit sie nicht verbrannt waren, erbeutet. Im Ganzen wurden in diesen Kämpfen bei 25,000 Südliche verwundet oder gefangen genommen. Daneben verloren sie bei 12,000 Toten, worunter viele Generale. Auch der Verlust der Bundesarmee war groß, bei 8000. — Die telegraphischen Nachrichten dieser Siege verbreiteten unendlichen Jubel in den nördlichen Bundesstaaten.

5. Sheridan verfolgt Lee und schlägt ihn.

7. Meade schneidet ihm den Weg ab.

9. Lee kapituliert und giebt sich mit 20,000 Mann bei Apomatoxhouse gefangen.

26. General Johnston kapituliert mit seinen 30,000 Mann ebenfalls, da er keinen Ausweg findet.

3. Mai. Der ehemalige Präsident des Südbundes, Jefferson Davis, wird mit seiner Familie und seinem Generalstab bei Macon gefangen genommen, nach dem Fort Monroe gebracht und in Untersuchung gezogen.

25. Mai. Der letzte südliche Freischäarenführer, Kirby-Smith in Texas, flüchtet sich über den Gränzfluß nach Mexiko.

Damit endete der furchterliche Bruderkrieg in Nordamerika, welcher viele hunderttausende von Menschenleben, sowie mehrere Milliarden an Geld kostete. Lange noch wird es dauern, bis die Wunden des Krieges völlig geheilt sind.

Der Photograph.

(Mit einer Abbildung.)

Naher bei einem schönen Bergdorfes unseres Landes pflanzte eines Morgens ein junger Photograph seinen Apparat auf, um die herrliche Gegend aufzunehmen und sein Glück zu versuchen. Er hatte einen Mann aus dem Orte zum Gehülfe genommen, der unter dem Namen „Türkenschlaus“ bekannt und von jedem Bösen gefürchtet war. „Däne da, ihr donners Schnudernasen ihr! — Dir thüet doch da nüt als stinke!“ So fuhr dieser die hoffnungsvolle Dorfjugend an, welche sie bereits umschwärmte und alles mit den Fingern in Augenschein zu nehmen begann. Bald darauf kam noch ein Nachzügler dahergelaufen, der schrie von weitem, als er seine Kameraden um ein paar fremde Köpfe herum Maulaffen feil halten sah: „Eh der luhri! dert isch e Schärischlyffer!“ — Als er sich aber mit Kinn und Ellenbogen in Seh-Nähe durchgeböhrt hatte, sagte einer auf dem „ersten Platz“ ganz vornehm: „Das isch kei Schärischlyffer, du Aff!“ — „Was isch es de?“ fragte dieser. „Das isch e Chünstler, dä thut d'Bergen abryße,“ erhielt er zur Antwort, erwiderte aber auch sogleich: „Du bist o ne Chünstler, du chast ohni Bämsel i d'Hose male.“ — „Silanr!“ kommandirte aber Türkenschlaus — und es ward still. Bald kamen auch Erwachsene herbei, unter ihnen drei würdige Väter der unwürdigen Jungen

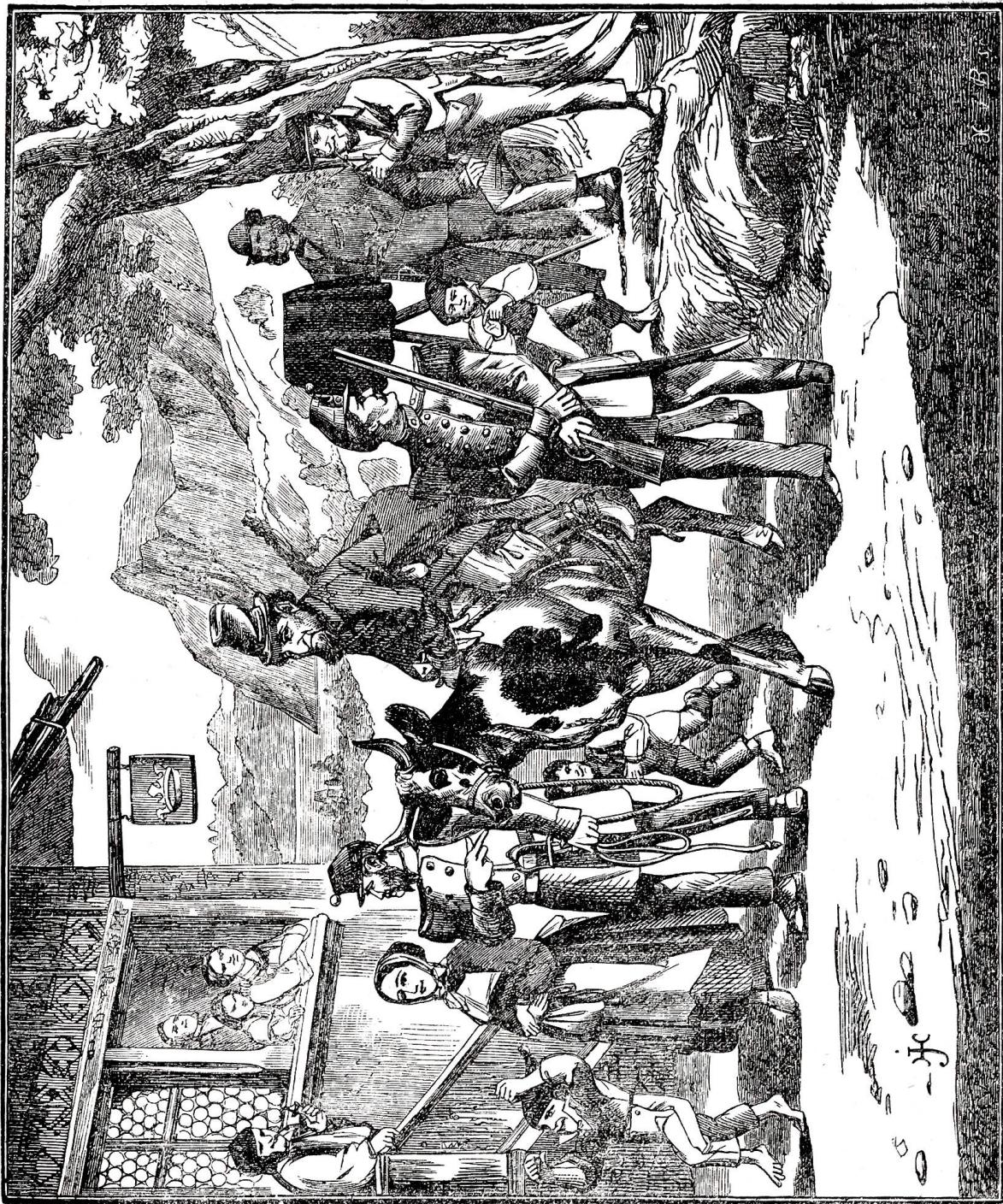
und ein Jude. „Na! Gottes Wunder! schnatterte dieser sogleich, ist das eppes Raurs vom en Apparat! Baruch Haschem! unn en Objektiv vum ere Größe unn gebohliert wie der laibhaftige Bullmond! Na das muß haben gekostet! — darf mer fragen?“ — Ohne auf den Juden zu achten begrüßte der Photograph die Angelommenen aufs Höflichste und bat sogleich die drei Väter um die Gefälligkeit, sich in eine Gruppe zusammen stellen zu lassen, um sie als Staffage zur Landschaft aufzunehmen. Diese verstanden ihn zwar nicht, denn er sprach deutsch, allein Türkenchlaus machte es ihnen handgreiflich und führte sie auf den Platz. Gleich darauf flüsterte er dem Photographen ins Ohr, er solle um alles in der Welt den Juden auch mit aufzunehmen suchen, das sei der Nürrenberger Schmuel, ein doppelt gebraunter Spitzbube, für den schon mancher Haselstock im Salz liege und dessen Photographie ihm mehr nützen könnte, als die der drei Andern, und vielleicht bälder als man meine. Nun ging es an die Aufstellung der „Staffage“ und ans Richten der Gläser. „Bitte meine Herren! nur ganz leicht, in Ihrer gewohnten Attitud, ganz natürlich“ — ermahnte der Photograph, und da standen denn auch die drei Männer so natürlich wie drei Zaunstecken nebeneinander. Schmuel aber strich wie ein Marder um sie herum und schien sich allerlei zu schaffen zu machen hinter ihnen, bis Türkenchlaus auf einmal „Silanz“ schrie, da streckte er neugierig sein ganzes Gesicht zwischen ihren Köpfen durch, schaute eine Weile verwundert auf den Apparat, unter dessen schwarzen Überwurfe der Photograph seinen Kopf gesteckt hatte und ward auch richtig während dessen photographirt,

ohne eine Ahnung davon zu haben. — Als nach einigen Minuten der Photograph das Cliché herausgenommen und es betrachtend in Entzücken über das Gelingen seiner Operation ausbrach, da schauten ihm auch sogleich die drei Männer über die Schultern, waren aber nicht halb so ersrent über die schwarzen Gesichter, die ihnen das Negativ darbot, und einer derselben wandte sich dumpf brummend zum Weggehen. Da legte sich Türkenchlaus mit den Worten ins Mittel: „Ja losit Schlierebenz! da hett es si nüt zbrummle. Respekt für euch in allem, aber daruf verstanget Ihr eih wie ne Chue uf eine Muschgetnuß. D'Sach ist recht, aber das isch drum nume noh der Negatiss, das will säge, der Negerabdruck, u dä wird doch wohl öppe dorfe schwarz si, he? — Erst de d's angermal chömet dir de wyß use, u no wyßer als der selber syt. Bigriffe?“ — Da sagte ein anderer der Drei: „Aber der Schlierebänz isch uf der angere Syte nebe mir g'stange — u da sy Vier druffe, wo mir doch numen übere Drei sy, bist du's öppe, du Professor?“ — Da verbarg aber der Photograph das Cliché rasch in seinen Apparat und Türkenchlaus sagte verdrießlich: „A bah! das chunt vo der Maschine, dir begriffit's doch nit.“ — Mit schrägen Gesichtern zogen die Männer ab, der Photograph begleitete sie mit höflichster Ver dankung bis an den Zaun, Schmuel aber war spurlos verschwunden. — Eine halbe Stunde später etwa, als die Gläser wieder zur Aufnahme der Landschaft gerichtet waren, kamen die drei Männer, einer nach dem andern, nochmals heran und stiengen an, ohne ein Wort zu sagen, auf dem Platze, wo sie gestanden waren, auf dem Boden herum zu suchen. Türkenchlaus zwinkerte seinem Herrn einen verstohlenen Blick zu und legte,

zum Zeichen, daß er schweigen solle, den Finger auf den Mund, selbst aber that er als ob er sie gar nicht bemerk habe. Endlich schnauzte Schlierbänz hervor „I mangle mi Pfylfe“ und die beiden andern sagten: „u mir isch mi Tubalseckel da ewegg tho — u mir mi Schnupstrucke.“ — „Ja, u das hei mer dem donners schwarze Chaste z'verdanke! — schimpste Schlierbänz — wartit numme!“ — „Hohoh! nume hüppelt!“ — warnte jetzt Türkenchlaus — Es hastet si da nüt, Musjö! Das ist en Apperat, mit Ergüsi! u dir werdit no froh si drüber, luegit de nume, eh 24 Stung ume si.“ So fielen noch einige verblümte Redensarten hin und her, unter denen es unserm Photographen nicht ganz geheuer zu werden ansteng, bis die drei Männer endlich unverrichteter Dinge wieder abzogen und Türkenchlaus ihn mit der Versicherung beruhigte, er wisse den Dieb und werde die Sache schon ausmachen. — Abends spät noch, kaum vor Nacht, kam eine arme Frau vom Berge herab ins Dorf gelaufen und lamentirte herzzerreichend: es sei ihr beim Paß droben ihre einzige Kuh „ein frisch kalbleter Tschägg“ gestohlen worden und machte Anzeige beim Statthalter. Dort hatten die drei Männer auch schon auf Diebstahl deponirt, aber niemanden anzugeben gewußt. Einige Landjäger waren bereits auf der Fahndung gewesen, aber unverrichteter Dinge wieder zurückgekehrt. Da verfügte sich Türkenchlaus mit mehreren Photographien des Kopfes vom Juden Schmucl, die der Photograph seither mit Auslassung der drei Männer auf Karten angefertigt hatte und die überraschend getroffen waren, auf das Amt, erzählte dem Statthalter von der unheimlichen Erscheinung und dem rätselhaften Verschwinden

des Juden, brachte denselben mit allen vier Diebstählen in eine und dieselbe Beziehung und wies dann die Photographien vor. Als der Statthalter sie sah, sprang er rasch vom Stuhle auf: „Ja, das isch ne! rief er aus, dä verriebe Spizbueb! Das ist prächtig, Chlaus, prächtig troffe. Chunst du mir endlich einisch i d's Garn! wart, di wey mer! Telegraphirt hau i scho dä Morge, aber ohni es Signalement ischs nit gut Schelme z'sah da äne.“ — Und sogleich wurden zwei handfeste Landjäger mit den Photographien über den Berg, noch dieselbe Nacht, beordert. Morgen sei Viehmarkt in Bellarito, da sollen sie den Juden mit sammt der gestohlenen Kuh abfassen und ohne Umstände geschlossen anher bringen, wie sie könnten. — Auf das hin begannen die Aktien des Photographen sichtbar zu steigen, denn alles ward bald bekannt und des Statthalters Lobsprüche hatten gewaltig gezogen. Des andern Morgens stellten sich schon mancherlei manierlichere Besuche ein und Türkenchlaus mußte wohl duzendmal den Hergang mit dem Juden erzählen und was der Statthalter dazu gesagt. Der gestrige Platz füllte und leerte sich den Tag über ab und zu und viele Photographien wurden aufgenommen. Als gegen Abend die Arbeit eingestellt werden mußte, weniger des Lichtes als des Gedränges wegen, denn auch die edle Schuljugend hatte sich reichlich wieder eingesunden — da brach auf einmal ein ohrzerreichendes Halloh unter dieser aus, alles lief der obern Straße zu und schrie: „sie heine! sie heine! er ritet uf der Chue! uf em Tschägg! uf em Tschägg!“ und ein schallendes Gelächter folgte auf das andere. — Und wirklich kamen da die beiden Landjäger ganz gravitätisch, den geschlossenen, weit berüchtigten Nürrenberger-

Der Photograph.



Schmucl, auf seiner gestohlenen Kuh reitend, in ihrer Mitte, einhermarschiert. Als dieser nemlich diessseits des Passes, die Nähe des Amtes witternd, nicht mehr vorwärts konnte oder wollte, hatten ihn die Landjäger mir nichts dir nichts auf den Tschägg festgebunden und zogen nun im Triumph mit ihrer Siegesbeute in den Ort ein, im Vorbeigehen den Photographen mit Auszeichnung salutierend. — Als sich bald darnach die untere Stube in der Krone mit Gästen angefüllt hatte, worunter unser Türkenschlaus den Haupthahn spielte, sagte er zu Schlierebänz, daß es Jedermann hören konnte: „Aber hä, Schlierebänz! gäll jiz hesch Respekt glehrt vor üsem schwärze Chaste? sid du di's falsch Meerschümli wieder ume hesch. Da hättit dier lang hönne telegrafiere dene Chestenebratere dört äne, wo eine nes ärgers Raubvogelgesicht het as der anger. Hätten üst Chärtleni der Schmucl nit use gfunge, su chöntit ihr jiz am Dume lulle u äine Turbenässche schmupfe, du alte Brummelsack daß de bisch!“ — Dieser nahm aber heute nichts mehr übel und Jedermann stieß mit Türkenschlaus laut rühmend an und ließ ihn hoch leben sammt seinem Herrn. — Schmucl kam auf viele Jahre ins Buchthaus an die Eisen, denn es standen noch ärgere Posten auf früheren Rechnungen schon eingeschrieben und er kam nie mehr wieder zum Vorschein. Der Photograph aber hatte durch dieses Ereigniß seines ersten Auftrittens schon einen namhaften Credit gewonnen und so viel Verdienst mit der Zeit erworben, daß er damit sein seither so bedeutend gewordenes Etablissement gründen konnte, denn es hieß gleich nach des Juden Einzug: „So eine, wo Porträt mache da, daß me sie no sechs Stund äne für der Gränze wieder umekennt, — das

isch e Ma!“ — und als er im Herbst mit gefüllter Tasche wieder abzog, belohnte er seinen treuen Türkenschlaus so generos, daß sich dieser noch heutigs Tags keinen bessern Herrn mehr wünscht, als seinen Photographen — denn beide waren Ehrenmänner, jeder Zoll.

Naturkunde.

Ein Reisender, der noch am späteren Abend Lauterbrunnen verließ, um auf der Wengernalp zu übernachten, fragte am Ausgange des Dorfes einen Knaben: „Haben wir heute eine mondhelle Nacht?“ und erhielt von dem Jungen zur Antwort: „i weiß es nit, i bi nit vo hie; ihr müßt eine vo Lauterbrunnen frage.“

Merkwürdig.

Man predigte über die Vergänglichkeit aller irdischen Größe und Herrlichkeit. Dabei sagte der Prediger: „Alle Menschen gleichen sich im Tode.“ Als später die schöne Predigt besprochen wurde, sagte Einer: „Es ist doch merkwürdig, daß die Menschen sich gerade dann am meisten gleichen, wenn sie verschieden (gestorben) sind.“

Unpaßlich.

Ein Reisender befand sich unwohl und lehnte sich leidend in die Ecke seines Wagens. An der Grenze fragte ihn der Beamte: „Haben Sie einen Paß?“ — „Ach nein, mein Herr, antwortete der Reisende, ich bin sehr unpaßlich.“

Ungleich.

Ein armer Wanderer saß in der Ofenecke einer Gaststube und verzehrte hungrig sein

Bischen trockenes Brod. Am andern Ende des Zimmers aßen und tranken einige junge und muntere Gesellen. Aufgeregzt vom süßen Nebensaft, hob einer derselben das Glas empor und rief:

„Es gab Natur doch sonder Zweifel
Ein Gläschen Wein für jeden Erdensohn!“

Da erhob sich auch der Wanderer in der
Sfenecke und sprach mit lauter Stimme:

„So sagt mir aber doch zum Teufel:
Wo bleibt denn meine Portion?“

Stylmuster.

Ein Fabrikant von groben Tuchsorten setzte auf seinen Schild: „Knoll, großer Tuchfabrikant“; — ein Handschuhhändler: „Handschuhe für Herren von gutem Vocksleder“; und ein Notar sprach in einem Heirathsvertrage von „oben“ berührter Jungfer Braut.“

Interessante Todesanzeigen.

Jemand zeigte den Tod einer guten alten Tante an, sie starb an gänzlicher Hingabe in den Willen des Allerhöchsten.

Ein betrübter Ehemann machte bekannt, daß seine dreißig Jahre besessene Frau in das bessere Jenseits übergegangen sei.

Den Tod eines Kindes, das am Zahnen gestorben, und die Krankheit der übrigen zeigten die Eltern folgendermaßen an: „Von unsfern vier umgezogenen Kindern liegen drei auf dem Tode und das jüngste hat der liebe Gott an den Zahnen zu sich gezogen.“

Gefunden.

In einem Blatte las man von gefundenen Gegenständen: „Im hiesigen Theater sind gestern ein Hut und ein Regenschirm — in Gedanken stehen geblieben.“

Kein Grund.

Seiner Zeit, als in Preußen, und zwar auch in den Regierungskreisen von der Errichtung einer deutschen Flotte so viel die Rede war und zu diesem Zwecke überall gesammelt wurde, bemerkte Jemand: „Man wolle dem Könige in der Ostsee ein Denkmal setzen, aber man habe dazu noch keinen Grund gefunden.“

Uebertriebene Höflichkeit.

Ein Bauer, dessen Tochter auf einem gräßlichen Schlosse als Viehmagd im Dienste stand, schrieb an dieselbe: „An meine liebe Tochter Anna Maria, Viehmagd bei dem hochadelichen Rindvieh auf dem Schlosse zu N. N.“

Eben dahin gehört es, wenn jener Schulmeister in einem Rechtsstreite drohte, die Sache vor die allerhöchsten Ohren Sr. Majestät des Königs zu bringen.

Mir statt Mich und Ihnen statt Sie.

Bekanntlich werden im Norden Deutschlands in der Sprache des gewöhnlichen Lebens sehr oft die Fürwörter Mir und Mich, so auch Ihnen und Sie miteinander verwechselt. So hört dort ein junges Mädchen von ihrem Liebhaber die zärtlichen Worte: „O Theuerste! wie lieb' ich Dir!“ — Aber schlimm kam die Verweichslung von Ihnen und Sie einem jungen Manne zu statthen, welcher dem Vater seiner Geliebten etwas Schmeichelhaftes sagen wollte und unglücklicher Weise ausrief: „Oh, dürft' ich Ihnen (statt Sie) doch meinen Vater nennen!“ Er erhielt nemlich sogleich den Abschied, indem der Vater zornig sprach:

„Ich will nichts von einem Tochtermann
wissen, der nicht einmal seinen Vater zu
nennen weiß.“

Grabschrift eines Arztes.

Hier ruht mein lieber Arzt, Herr Grimm,
Und, die er heilte, neben ihm.

Dito auf einen eiteln Windmacher.

Still, ihr Winde, hier!
Ein größerer als ihr
Der schlummert hier!
Gewiß, er war weit mehr,
Denn, was ihr seid, das mache er.

Annebäbeli.

Eine wahre Geschichte, mit einem Bilde.

„A bah! Chumm mer nit geng mit der
Gschicht!“ sagte Balmer-Jogggi von der
Ägerenbalm zu Stini, seiner Frau,
als sie ihm zum Gott weiß wie vierten Mal,
von ihres Sohnes „Herzenswahl“ ansteng.
„Mit dir Härzeswahl! Ja wolle! Ds
Härz het nüt z'wähle, der Gring isch Meister,
dä sitzt oben uff u het z'bifchle.“ — „Aber
Jogggi!“ seufzte Stini und schaute ihren
Mann mit flehenden Blicken an. „Du hest
mi doch oh nit nume ds Gelds wege gnöh.“
— „Ney das hani nit, sell ist him Bluest
wahr! aber Du hest oh nit so nes Stadt-
schlämpli gsy, wie d's Annebäbi un i wott
nüt söttigs zum ene Sühniswyb — das
steht mir am ene z'schmäderfräßige Trog
by d's Iffethalers unten im Schloß.
Nei, bym Bluest! I wott nüt vo der
Härzeswahl!“ — Mit diesen Worten gieng
Jogggi fort, dem Ochs zu, wo die Angesehene
vom Orte ihr Casino hatten. Er wurde

zwar zu den eigensinnigen „Stekköpfen“ ge-
rechnet, im Stillen aber hatte doch jedermann
Respekt vor dem ehrenwerthen und steinreichen
Großbauern von altem Schrot und Korn.
Annebäbeli war ein grund braves, sittsames
Mädchen, frisch und gesund dazu, aber arm
wie eine Kirchenmaus. Es war zwar ganz
rechter Leute Kind, aber sein Vater, sonst
ein wohlhabender Mann, mußte für seinen
Schwager, den ungetreuen Stiftschaffner, als
dessen Amtsbürge sein ganzes Hab und Gut
einsetzen. Er war ruinirt und starb an ei-
nem hizigen Gallensteber und seine Frau bald
darauf aus Jammer. Hätte Frau von Iffen-
thal Annebäbeli nicht zu sich genommen, um
ihr erstgeborenes Mädchen als Kindsmagd zu
gaumen, so hätte man es wohl noch lange
baarfuß sehen können auf der Ägerenbalm,
wo es Jogggi zuerst „z'Gottswille“ aufgenom-
men hatte und wäre es nicht so klug und be-
scheiden und stets das oberste in der Schule ge-
wesen, so hätte auch Jogggi, trotz seinem guten
Herzen, sich wohl besonnen, es in seinem
Hause zu behalten, wo alles nach Gesez und
Propheten gehen mußte, wie am Schnürchen.
Dort hatte Stini es so lieb gewonnen und
Uli, ihr Sohn, noch lieber. Uli war auch
ein braver und dazu ein stattlicher und wohl-
geschulter Bursche, aber ein Sonderling.
Und das kam daher, daß er gleich von An-
fang an, als er erwachsen war und Anne-
bäbeli in's Haus kam, sich zu ihm hingezogen
fühlte und nur that was er ihm an den
Augen absehen konnte. Zum Reden kam er
selten mit ihm, denn er war der Bauernsohn
und einziges Kind im Haus und mußte sich
vor dem Vater, der nicht Spaß verstand, in
Acht nehmen. Auch hatte Annebäbeli solchen
Respekt vor seinen Meisterleuten, als wären
sie aus einem ganz andern Teig gebacken als

so ein armes „Waisli“, wie es sich nannte, und da es noch keine Romane gelesen hatte, so verstand es auch die langen Blicke nicht, die Uhli ihm, wo er nur konnte, zusandte. Toggi war zwar rauh, aber ein durch und durch verständiger Mann, der in der Jugend auf Handelsreisen in seines Vaters Holzgeschäft die Welt gesehen und Menschenkenntniß gesammelt hatte. Der „Herzenswahl“ seines Sohnes war er im Grunde zwar gar nicht so abgeneigt, denn Annebäbeli verstand es trefflich, ihm freundlich und respektvoll zu begegnen und daß es dem Uhli nicht im mindesten entgegen kam, sah er vollkommen ein. Allein er dachte, wenn das so flink gienge, wie sein Stini es wünschte, so könnte er noch in's Geschrei kommen, als hätte er selber seiner Zeit die Tauben zu den Erbsen eingesperrt; auch pressiere es noch gar nicht, da Uhli kaum majorän und Annebäbeli noch nicht einmal 20 Jahre alt sei, und unterdessen werde sich die Sache ob seinem Widerspruch nur noch fester schnüren, während er Zeit habe, Annebäbelis jetzigen Charakter und Lebewesen nur desto besser zu ergründen. So standen die Sachen, als Uhli eines Tags trozig zu seiner Mutter in's Zimmer trat und ihr rund weg erklärte, er wolle fort von hier; wenn er Anneli nicht haben solle, so sei ihm an niemand mehr was gelegen. Das schnitt tief in's Mutterherz, allein Stini war zu vernünftig um es merken zu lassen und antwortete ihrem Sohne kalt: „So! chunt Dir einisch d's Curaschi? — Das wär recht — aber nit gege di Mutter, wo geng di Partey gnob het, sell verbitten i mer! Vor em Vater must d's binwyse, är git dir d's Reisgeld, nit i, miera chast aber gah wohi du witt.“ Das hatte Uhli nicht erwartet, als aber der Vater kam, äußerte

er seinen Entschluß auch gegen diesen, nur auf geziemendere Art, und erhielt von ihm zur Antwort: „So? He nu so de, besser nützt nüt. Frömds Brod esse ist für sone muulfuile Gstäbi, wie Du bist, gar föli gsund u wird di scho lehre d'Heimet wieder lieb z'übercho, ja wolle him Bluest! I ha just wieder etlich Klöß Holländer usem Wasser, die chasch helse der Rhin ab führe, darob werde dir d'Mugge scho vergah. Bis go Rotterdam wird der Simme für di sorge, dert findst du ne Creditbrief u chast hi wo de wit — aber vor eme volle Jahr chunst mer nit wieder um, füsch lue de!“ — Das war noch herber, aber Uhli's Ehrgefühl wachte über ihn. Nach acht Tagen reiste er ab. Nun erst merkte Annebäbeli, daß er ihm doch nicht so gleichgültig war, denn daß er nicht Abschied von ihm genommen, nachdem er es doch öfters bei Schloßpächters gesehen, das wurmte es, allein fort war er. Endlich kam der Spätherbst, die Herrschaften zogen wieder in die Stadt, dort bekam sie bald mit einem neuangelangten Buben zu thun, der längst ersehnt nun auch doppelt werth war und dennoch konnte sie ihren Uhli nicht aus dem Kopfe bringen und baute sich zum Troste ihre Luftschlösser in die Zukunft. Uhli schrieb äußerst selten. Er war mit deutschen Holzhändlern nach Schottland und Schweden gefahren und Ende des ersten Jahres seiner Abwesenheit schrieb er, kurz vor seiner Abreise nach Brasilien, das war sein letztes Lebenszeichen. Da brachte eines Tags, dritthalb Jahre nach Uhli's Abreise ein Packträger von der nächsten Station einen stark gefüllten Karren nach der Ägeritenbalm und meldete, ein vornehmer Herr habe ihn damit hieher gewiesen, er werde bald selber nachkommen. Der Mutter flopste das Herz, Toggi aber sagte: „Was soll e fürnehme Herr by Üs

einfache Burelüté?" — „He miera“, entgegnete Stini, „er wird der Uhli bchönne — u das freut mi emel wieder einisch — Gott Lob und Dank im Himmel ope!“ — Und kaum hatte sie dies ausgesprochen, so lag Uhli selbst in ihren Armen, frisch, kräftig und schmuck. Joggi schmunzelte auch vor Freude, einen so stattlichen Sohn wieder erhalten zu haben, aber über ihrer beider Begeisterung schwante doch eine Wolke, die keiner die Macht hatte zu verscheuchen. Da trat bald ein Ereignis besonderer Art ein, das für alle unsere Bekannte von der größten Wichtigkeit war. — Annebäbeli ward von seiner Frau befohlen, mit dem Buben im Kinderwägelchen ihrem Manne entgegen zu gehen. Das Kind war bald eingepackt und Annebäbeli nahm den Weg unter seine flinken Füße. Uhli hatte sich seit seiner Rückkehr ganz wieder in des Vaters Bauernwesen hineingelebt und war eben in der Erndte beschäftigt, als er Annebäbeli von weitem mit dem Kinderwägelchen nach dem Hohlwege ziehen sah. Das gieng noch über des Vaters Erndte — und als es bereits in der halben Höhe des steilen Hohlweges war, stand Uhli schon bei ihr unten und hatte ihr tausend liebe Dinge zu sagen, denn in der Fremde war seine Zunge merkwürdig gelöst worden. Eben wollte er seine „Herzenwahl“ mit dem Munde besiegheln und hatte sein Annebäbeli schon mit einem Arme zärtlich umschlungen, als es plötzlich laut ausschrie: „Herr Jeses! Herr Jeses! flich, flich!“ und, sich losmachend, auf die Höhe des Hohlweges dentete. Da kam ein vierspänniger Güterwagen in voller Carriere auf sie herab getobt, das Spannwerk war zerrissen und die Pferde durchgegangen. An ein Ausweichen war nicht zu denken. Uhli sprang unwillkürlich den Pferden entgegen,

im Wahne, sie aufzuhalten, sah aber sogleich das Nutzlose seines verwegenen Beginnens, nahm darum einen Satz auf das äußere Bord, um nicht gerädert zu werden und schrie nun seinerseits Annebäbeli aus Leibeskräften zu, sich zu retten. Dieses aber, vom ersten Schreck sogleich erwacht und die Gefahr überblickend, riß hastig den Buben aus dem Wägelchen, schleuderte ihn mit fast übermenschlicher Kraft über das sechs Fuß hohe Bord hinaus auf das anstoßende Feld, und klammerte sich nun selbst, glatt hingedrückt, an das spärliche Gras des steilen Abhangs fest, um, wenn es Gottes Wille sei, auch noch sein eigenes Leben zu retten, nachdem es doch seine erste Pflicht erfüllt hatte. Und es war Gottes Wille. Mit erschrecklichem Getöse brauste die ganze drohende Masse heran — aber glücklicherweise stürzte das jenseitige Deichselpferd kurz vor Annebäbeli zu Boden, wurde jämmerlich nachgeschleppt, zog aber dadurch auf einen Augenblick die Deichsel auf die andere Seite hinüber, so daß der ganze Wagen gerade um so viel Zoll ausbiegen mußte, um ohne Annebäbeli zu berühren, neben ihm vorbei zu schießen, bis endlich beim nächsten Klanke alles toß über toß zusammenbrach und Ross und Wagen übereinander lagen, wie auf einem Schlachtfelde. Es war ein gräßlicher Anblick und da lagen nun auch die Trümmer des verkarrten Kinderwägelchens im Hohlwege herum, aber sein kostbarer Inhalt und das besonnene, pflichttreue Annebäbeli waren gerettet. Wer war aber noch Zuschauer der ganzen Schreckenscene gewesen? — Niemand anders als Herr Joggi von der Ägerenbalm. Er war seinem Sohne nachgeschlichen um ihn zu belauschen und nöthigenfalls zu überwachen. Als er aber den Wagen heranbrausen hörte, da war er auf dem Punkte, ihnen zu rufen;



Winebäder. -

es gieng jedoch alles so rasch, daß er nur noch Zeit hatte, aus seiner Haselstaude hervorzuspringen, um das Kind aufzufangen, das er aus den rettenden Händen Annebäbeli's, auf das Bord hinauf fliegen sah. Jetzt aber ward sein Herz auf der Stelle umgewandelt. Sein ganzes Schnittervolk hatte den Wagen herantoben gesehen und war in Masse herbeigestürzt, alles hatte gesehen, was mit dem Kinde geschehen. Da hob Joggii das Kind hoch empor, daß dieses seine Lustfahrt schon wieder vergaß und laut aufsauchte, und rief voller Freuden: „Eue Annebäbi! i hane, los wie ner chräyt, chum gschwind use, du bist es prächtigs Meitschi, d'Engel im Himmel müsse schalus sy uf was du vollbracht hest.“ — Uhli war aber schon wieder bei seinem Annebäbeli und betrachtete es rings um, ob es auch wirklich keinen Schaden gelitten und half ihm dann behutsam auf das Land hinauf. Die Schnitter waren auch bald im Hohlwege unten, lasen die Trümmer des Wägelchens zusammen oder drängten sich zum umgestürzten Güterwagen, bei welchem nun endlich auch der unglückliche Fuhrmann angekommen war. Aber da war wenig zu retten, außer den Baumwollenballen, die die Fracht ausmachten; der ganze Wagen war auseinander und alle vier Pferde dem Schinder versunken. Hätte sich der Fuhrmann nicht in der Schenke verspätet, so hätte er auch nicht nöthig gehabt diesen steilen und gefährlichen Hohlweg einzuschlagen, um die versäumte Zeit wieder einzubringen. Annebäbeli stand noch zitternd und wie betäubt über alles das Vorgefallene, zwischen Uhli und Joggii und konnte sich über die unverkennbare Änderung, die so plötzlich mit letzterem vorgegangen war, vor Erstaunen kaum fassen. „Het's der de würlisch nüt tha?“ fragte Joggii mit der freundlichsten Miene,

„him Bluest! es wäri schad gsy um en es söttigs Meitschi, wie Du bisch.“ — Doch rasch wieder zu sich kommend, kommandierte er seine Leute an die Arbeit auf das Feld. „Vier Ma zum Wage sy gnueg, chumm diesen Abend zu mir, Michel, mer wey no z'säme rede, was öppre z'machen ist,“ sagte er zum jammernden Fuhrmann, dann aber zu den jungen Leuten gewandt: „Jetzt aber chömet mit mer i d's Schloß. Mir müsse der Frau ihre Bueb zeige, gäb d'Nachricht hi chunt, i will ne trage, gsehsch? er het mi scho a gnoh, Annebäbi bring du d'Wägelichüsseni und was öppre noh z;bruchen isch, mit, der Uhli cha Dir helse trage.“ — Und so schritten sie eiligt den Schloße zu. Dort angekommen, gab er den Buben wieder ab und ließ sich durch Annebäbeli mit seinem Sohne der Frau von Iffenthal anmelden. „Nüt für ungut Frau von Iffenthal, daß mer so grad derher chöme, wie mer stange u gange, aber i muß Ech öppis cho zelle, das Euem Annebäbi alli Ehr macht u wovon i Augezüge gsy bi.“ Die junge Dame erschrak nicht wenig, als sie die ganze Gefahr ihres Söhncchens übersah und schloß es mit innigstem Danke gegen die gütige Vorsehung an die Brust. Dann aber schellte sie heftig am Glockenzuge und als Annebäbeli eintrat, überhäufte sie es mit den schmeichelhaftesten Lob-sprüchen und dem rührendsten Danke für seine treue Hingebung. — „Jitz aber,“ sagte Joggii, „erlaubet mer, Frau, daß i d's Annebäbi mim Stini bringi und 's de grad b'halti, dä da het scho lang es Aug uf ihns gha, u jiz ist es selber mi Stolz, es söttigs Sühniswyb i mis Huus z'näh — was säget ihr derzu — ihr Zweu?“ — Man kann sich denken, wie die jungen Leute einander anschauten und dem Vater dankten. Stini hatte bereits alles erfahren und als sie ankamen, umhalste die

gute Mutter das überglückliche Annebäbeli, als wollte sie es vor Liebe erdrücken. Ihli fiel dem Vater um den Hals und selbst dieser mußte nachher eine entrückene Thräne aus dem Auge wischen. Acht Tage darauf war auf der Ägerenbalm eine Hochzeit, wie seit Menschen-gedenken keine solche in dieser Gegend gefeiert wurde. Herr v. Iffenthal beschenkte die Braut reichlich für die Rettung seines Sohnes. Beide Paare lebten noch viele Jahre nachher in schönster Eintracht und unter Gottes sichtbarem Segen. Das aber diese Geschichte wahr sei, das kann man schon aus der Beschreibung absehen, und dies bestätigt noch das alte Sprüchwort: Die wo's gseh hey sy derby gsy, und die wo's säge lebe noch.

Vertrauen.

Größeres Vertrauen hatte wohl kein Unterthan zu seinem Fürsten, als jener dichterische Schneider, welcher bei einer großartigen Belichtung zu Ehren des Königs von Preußen ein Transparent aussstellte, welches unter dem preußischen Wappen, dem Adler mit ausgebreiteten Flügeln, den schönen Vers enthielt:

„Unter deinen Flügeln
Will ich sicher bügeln.“

Der Teufel und seine Mutter.

Es gab chemals eine fränkische Adelsfamilie von Teufel; ihr Erbbegräbniß war im Kloster Eberach, und der Diener, welcher den Fremden in der Kirche das Grabmal eines im Jahr 1348 verstorbenen Konrad von Teufel und daneben dasjenige seiner Mutter zeigte, erlangte niemals zu bemerken: „Hier liegt der Teufel und seine Mutter.“

Sonderbare Ortsnamen.

Viele große Städte haben für einzelne Straßen und Stadtquartiere gar sonderbare Namen. So hat Berlin sein Moabiterland, Nürnberg ein Cappadocia und sogar ein Herzgässel. Die sonderbarsten Ortsnamen kommen aber in Wien vor, wie z. B. „Roß im Himmel“, „Osenloch“, „Eseln“, „Kühfuß“, „Tauerkraut“, „Schorschimmelegässerl“; ja sogar ein „Hundsfuttgässerl“ findet sich dort. Dieses hätte einmal beinahe ein Duell veranlaßt wegen einer Adresse „An Herrn N. N. abzugeben im Hundsfuttgässerl“

Zwei Wiegen.

Zur Feier der Niederkunft der Erbprinzessin verfertigte ein Schreinermeister zwei Wiegen. In der einen befand sich ein Kind, und darunter stand zu lesen:

Wir danken Gott für seine Gaben,
Die wir von ihm empfangen haben.

Die andere Wiege war leer und hatte die Inschrift:

Und bitten unsern lieben Herrn,
Er woll' uns hinfert mehr bescheer'n.

Unwissenheit oder Spott?

Ein Landmann kehrte aus der Hauptstadt zurück, und verkündigte den zahlreichen Gästen als wichtigste Neuigkeit: „Unser Herr Oberamtmann hat vom Fürsten den Zuviel-(Civil-) Verdienstorden erhalten!“

Der General als Sieger.

Von einem sterbenden General, der im Leben keinen Feind besiegt hatte, sagte ein Dichter:

Sind dieses des Helden letzte Stunden,
So hat er doch einmal überwunden,

Geistesgegenwart.

Ein Prediger blieb in der Predigt stecken. Er verlor aber seine Geistesgegenwart nicht, sondern rief: „Unzärtliche Zuhörer, ich rieche Feuer!“ — Die ganze Versammlung stürzte zur Kirche hinaus und der Pfarrer folgte schnell nach.

Amtlicher Bericht.

In einer Gemeinde wurden wegen der Hunde allerlei Berichte eingezogen. Ein Gemeindesvorsteher fasste den seinigen folgendermaßen ab:

Getreuer Hundesbericht.

Der Pfarrer ein — Hund,
Der Doktor ein — Hund,
Der Schulmeister ein — Hund.

Zusammen drei Hunde.

Naive Inschrift.

In einer Gewerbeausstellung befand sich ein Stück Sohlenleder, auf welchem mit großen Buchstaben zu lesen war: „Von einem inländischen Ochsen verfertigt.“

Bortheilhafter Vertrag.

Zwei Freunde kausten miteinander ein Reitpferd. „Wenn ich reite, sagte der Eine, so gehst Du und wenn Du gehst, so reite ich.“ — Der Andere war mit dem Handel zufrieden. O der Gutmüthige!

Aus der Schultube.

Lehrer. Was ist aller Weisheit Anfang?
Knabe. Geld!

Lehrer. Wer sagt das?

Knabe. Mein Vater sagt immer: ohne Geld kann man gar nichts anfangen.

Das Winzerfest zu Vivis,

den 26. bis 28. Juli 1865.

(Mit einer Abbildung.)

Eines der merkwürdigsten und schönsten schweizerischen Volksfeste ist dasjenige, der Weinbauer, genannt la fête de l'abbaye des vignerons (Das Winzerfest), welches von Zeit zu Zeit in der Stadt Vivis gefeiert wird, und auch dieses Jahr an den obigen Tagen stattfindet, nachdem es im laufenden Jahrhundert nur dreimal, 1819, 1833 und 1851 zur Ausführung gekommen war.

Zu Vivis und in der Umgegend, wo der feurig-milde Rýswein wächst, besteht seit ur-alten Zeiten eine Gesellschaft von Rebleuten und Weinbergbesitzern, welche sich die Brüder-schaft - Confrérie - oder Abtei der Winzer nennt, die einen Rath mit einem Obmann hat, der noch jetzt, nach der Sitte jener Zeiten, Abt heißt und einen vergoldeten Krummstab (ursprünglich Hirtenstab), als Zeichen seiner Würde trägt. Man sagt, die Gesellschaft sei schon ums Jahr 1100 gegründet worden, als die geistlichen Herren der Abtei Haut-Crêt am Genfersee Güter erwarben und Neben pflanzten. — Die Gesellschaft besitzt Vermögen und hat den Zweck, durch Belehrung, Aufsicht und Preisvertheilungen den Weinbau zu fördern und die fleißigen Rebarbeiter zu ermuntern. Bei Anlaß dieser Preisvertheilungen nun wird ein fröhliches Fest gefeiert, an welchem nicht nur die zahlreichen Mitglieder der Gesellschaft, sondern die Bewohner des ganzen benachbarten schönen Rebgebäudes am See freudig mitwirken.

Der Hauptshauplatz war der große Hafenplatz zu Vivis, wo sich drei gewaltige Bühnen erhoben; die mittlere und größte, welche bei 6500 Personen umfaßte, stieg treppenweise bis hoch über die dort befindlichen Alleebäume empor, rechts und links davon waren zwei andere, etwas niedrigere Estraden für 2 bis 3000 Zuschauer jede, bestimmt. Gegenüber der Hauptestrade zog sich eine grüngeschmückte Einfassungs-wand hin, durch welche drei großartige Triumphbogentore von Außenher auf den offenen Raum oder den Schauplatz führten, der sich vor und zwischen den Estraden 250 Fuß tief und 200

Fuß breit ausdehnte und mit glatten Brettern (Laden) belegt war.

Am 26. Juli waren schon um 3 Uhr Morgens die Zugänge zum Festplatz von zahllosen, von allen Seiten, auf Eisenbahnen, Dampf- und Segelschiffen, zu Fuß und zu Wagen herbeigestürmten Zuschauern umlagert, und als die Pforten um 4 Uhr geöffnet wurden, füllten sich im Augenblick die langen Sitzreihen im Halbkreis des riesigen Theaters. Es schlägt 6 Uhr und unter Trompeten-, Trommel- und Pfeifenklang ziehen hundert Schweizer in ihrer alten Tracht mit Helm parte und Schwert gravitätisch herein, im Begleit der Behörden und der Vorsteher der Winzerzunft, des Abts mit dem vergoldeten Krummstab und der zu krönenden Nebuleute, umringt von jungen Winzern, welche Blumen und Früchte, so wie die seidene Fahne der Kunst, mit dem Wahlspruch: „ora et labora!“ (bete und arbeite), tragen. Die Behörden, Vorsteher und eingeladenen Ehrengäste nehmen Platz auf den vordersten Sitz. Jetzt ziehen die drei großen Musiken der drei Hauptabteilungen des Festzuges ein, in antiker Tracht, die der Pales als Sinnbild des Frühlings und der Viehzucht in blauen, die der Ceres, als Beschützerin des Sommers und des Ackerbaues, in rothen, und diejenige des Bacchus, als Schutzherrn des Herbstes und Weinbaues, in grünen kurzen Röcken, mit silbernen Gürteln, weiß metallene Pickelhauben auf dem Kopfe, enganliegenden Beinkleidern und Halbstiefeln von den Farben des Leibrocks.

Nachdem die Schweizerkrieger unter Begleitung der Musiken einen begeisterten Gruß an das Vaterland und die Freiheit gesungen, bilden sie Spalier auf beiden Seiten der Bühne und es entfaltet sich vor den entzückten Augen ein wunderbares Schauspiel: 1200 Personen, Männer, Frauen, Mädchen und Knaben, als Hirten, Gärtner, Mähder, Schnitter, Winzer, Sennen, Jäger eilen in leichtem Schritt auf die Bühne, sämtlich in reicher, geschmackvoller Kleidung, ein buntes, glänzendes Gewimmel und doch in wohlgeordneten Gruppen. Durch die 3 Ehrenpforten, die mit den Zeichen und Farben ihrer Herrscher geschmückt sind, ziehen die prächtigen

Triumphwagen des Frühlings, des Sommers und des Herbstes herein, voran schreiten ihnen ihre drei Oberpriester, in prachtvollem Costüm. Sie erheben ihre Stimmen und preisen in schönem Gesange, abwechselnd mit dem tausendstimmigem Chor und begleitet von dem Orchester, den Liedbau, als erste aller Künste und die Stütze des Lebens. Es war ein ergreifender Choral im edelsten Styl.

Nachdem die geschicktesten und fleißigsten Winzer der Gegend von dem Abte ihre Preise, nämlich diejenigen zwei, welche 9 Jahre lang die Probe durch die bestellten Aufseher bestanden, goldene Münzen, diejenigen zwei, welche sechsjährige, so wie 56 andere, die dreijährige gute Leistungen in ihren Weinbergen gezeigt hatten, silberne größere und kleinere Medaillen in Empfang genommen hatten, werden sie nun auch von den Priestern und ihren Begleitern mit entsprechenden Gaben belohnt und ihnen goldene Kränze mit vollen Trauben auf das Haupt gelegt.

Dies war der erste und einleitende Auftritt. Nun kam die Reihe an den Frühling. Es ertönen seine lieblichen Weisen, Nachtigallentriller und Hirtenschallmeien. Der Oberpriester der Pales (Landolt), in blauem Samtmantel, dessen Schleppe von 2 Priestern getragen wird, tritt vor und preist in weithinklingendem Tenorgesang den Frühling und das Hirtenleben. Liebliche Knaben, die Locken mit Blumen durchflochten, tragen Blumenkörbe, reizende Mädchen und Knaben vereint durchschlingen blaueidene Bänder, pflücken und streuen Blumen; Gärtner und Gärtnerinnen tanzen unter Blumengewinden. Jetzt kommen reihenweise in tanzendem Schritt die kräftigen Mähder daher und schwingen die Sensen; dazwischen schweben nun zierliche Mähderinnen und bewegen die Rechen im Takt; dann verschlingen sich die Sensen und Rechen; die Mähderinnen tanzen nach der Arbeit unter den unblutigen Waffen ihrer schmucken Gesellen, und vorbei zieht der gewaltige hochgetürmte Heuwagen, Kränze und Mädchen tragend, von kräftigen Rossen gezogen. Nun eilen die Hirten herbei mit blökenden Lämmern und Ziegen; in die Töne der Hirtenflöten und Schalmeien dröhnt auf einmal der Donner

(durch die gewaltigen Musikmassen hervorgebracht). Alles flüchtet sich unter ein Strohdach und drängt sich ängstlich zusammen. Aber die dumpfen bangen Töne lösen sich wieder auf in heitere Klänge und aufs neue tanzen die Paare! Hörch, ein fröhliches Jauchzen von ferne, wie von der hohen Alp herab! Da erblickt man die Auffahrt der Sennen. Statliche Kühe, stolz auf ihre breiten Halsbänder und ihre Glocken, ziehen ein, unter dem fröhlichen Kai! Kai! Ho! Ho! Kufen der Sennen und Käser, mit „Räfen“ und Kessl bepackt. Der Kuhreigen, der wälderische und freiburgische, ertönt und wechselt ab mit den Klängen des Alphorns, welches die Kuh von der Weide zurückruft. Es wird gemolken, gebuttert, gekästet, und der etwas schnell fabrizirte gewaltige Käss dem Herrn Abte präsentirt. Dann ertönen wieder die Kuhreigen „li armalli“ und „liauba liauba“ zum Abschied und es zieht das ganze Sennthum von dannen. Nun schaaren sich alle Kinder und Diener des Frühlings und ziehen in langen Reihen vor und hinter dem Triumphwagen her, auf welchem die liebliche Göttin des Frühlings in blauseidenem Kleide blumenbekränzt hoch oben thront, umgeben von blühenden Amoretten. Wie sie im Vorüberziehn unter reizendem Lächeln mit dem zierlichen weißen Arme und dem Blumenstraß den zahllosen Zuschauern zuwinkt, wird sie von tausendstimmigem Jubelgruß empfangen und begleitet, bis sie mit ihrem Gefolge den Kreis vollendet und sich entfernt hat.

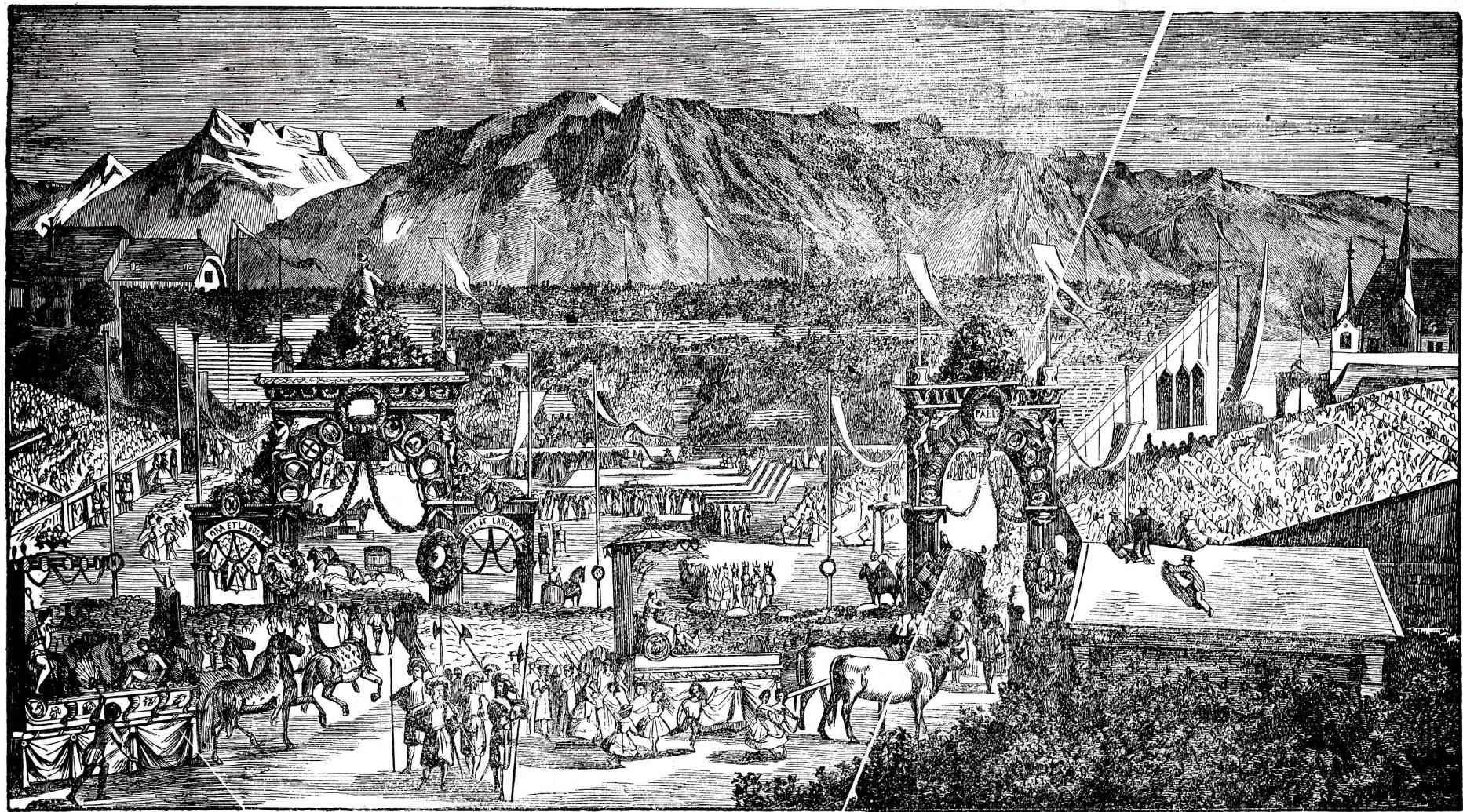
Es naht der Sommer, die majestatischschöne Ceres, die Ernährerin der Menschen, als Sinnbild des Ackerbaus, im Purpurgewande, die Stirne von Kornblumen und goldenen Lehren gekrönt, zwei gewaltige weiße Stiere ziehen den mit Seide ausgeschlagenen, mit goldenen Garben und Früchten geschmückten Thronwagen. Ihr Oberpriester (Wetter), im rothen Sammtmantel, ruft sie in kräftig schönem Gesange an und die Schnitter herbei; denn reif ist die Saat zur Erndte. Es schweben im Tanze die Reihen der Schnitter und Schnitterinnen daher, sie schwingen die Sichel, sie rauscht durch die Halme; die Garbe wird gebunden. Die Lehrenleser und Leserinnen, klein und groß, eilen nun her-

bei und tanzen durch die ruhenden Paare, indem sie sich beugen und heben zum Lehren auflesen. Der Grndewagen, von stattlichen Pferden gezogen, wankt schwer beladen heran; es folgen Pflug und Egge, der Säemann kommt und streut den Samen aus. An den Dreschern ist die Reihe, sie werfen Garben auf die Erde und schlagen fröhlich im Takte drauf los. Jetzt hört man die Mühle klappern, die heranrollt. Müller und Müllerin, Knechte und Mägde, im graublauen Habit, tanzend und singend. Der Müller aber singt von seiner lieben Müllerin und seinen Grauschimmeln. Es klingelt, wird Korn aufgeschüttet, Mehl gesiebt, sogar gebacken und verkauft. Musik und Mühle wiederholen ihr Takt, und letztere zieht unter diesem Refrain weiter, wobei die Müllerin wieder ihren Mehlsack stopft und der Knecht den wachhabenden Schweizern das Mehl ins Gesicht wirft.

Während jeder dieser, durch Tänze bildlich dargestellten und mit Gesängen begleiteten, Szenen, wechseln die übrigen Gruppen ihre Stellungen und bringen Bewegung und Manigfaltigkeit in das ganze reiche Bild, das sich auf der weiten Bühne entwickelt.

So ist der Sommer und Frühherbst dahin geschwunden und schon hört man den herannahenden Jubel, Ruf und Gesang der Weinlese, des Weingottes und seiner fröhlichen Schaar. Er naht mit rebenumkränzter Stirn, der herrliche Jüngling, in seinem Triumphwagen auf dem von Epheu und Reblaub umrankten Weinfaß thronend, in der einen Hand den Thyrsus schwingend (eine Art Scepter oder Stab, oben mit einer Traube geziert), in der andern die Trinkschaale mit der duftigen Blume des Weins. Zu seinen Füßen Trinkhörner und Amphoren (große hohe Krüge, worin die Griechen und Römer ihren Wein aufbewahrten). Vier feurige weiße Ross, von Tigerfellen bedeckt, ziehen mit tanzenden Hufen und die Mähnen schüttelnd den Triumphwagen. Satyrn und Faune umtanzen ihn, rasende Männeraden schwingen die Gymbel und schlagen das Tambourin. Der Oberpriester (Barberat), im grünen Sammtmantel, stimmt in herrlichem Bass ein Loblied zu Ehren des Freudenpenders an und begeistert

Das Winzerfest zu Bivis, den 26. bis 28. Juli 1865.



jault der Chor der Winzerschaaren ein, die dem Wagen folgen. Doch plötzlich weichen sie, gleichsam erschrocken, zurück. Eine wilde Schaar durchbricht in bachantischem Tanz ihre Reihen. Mit summbetörendem Gejangle stürzen sich Satyrn und Mänaden in das Gewühl. Alle sind in dunklere oder hellere fleischfarbene Tricot gekleidet. Erstere nur Weinlaubschürzen um den Leib, Neuhelle über die Schultern, schwingen die Keulen und drehen sich in schwindelnden Kreisen; die Bachantinnen (allerdings von jungen Männern dargestellt) in leichten fliegenden Gewändern, wirheln unter ihnen herum, lassen sich bald auf ein Knie nieder, bald schnellen sie empor und stürmen wieder in den taumelnden Kreis, in welchem sich die einzelnen Gestalten zu einem Knäuel verschlingen, bis Bacchus seinen Thyrus schwingt und wie durch einen Zauber-Schlag die trunkene Schaar auseinander fährt und ringsherum zu seinen Füßen kniet. Dieses ganze Tanzspiel wurde in so hinreizender Lebendigkeit und Uebereinstimmung mit der rauschenden Musik ausgeführt, daß die 10,000 Zuschauer begeistert sich von ihren Sizzen erhoben und in endlosen Jubel ausbrachen.

Doch schon kehren wir aus Griechenland und Indien vom Bacchuszug in die Heimath zurück, an die schweizerischen Seen und Nebelände. Denn siehe! Es naht sich in tanzendem Wiegen, die Arbeit im Weinberg darstellend, die Schaar der Winzer und der Laubhäubchenreinen, in der schmucken Tracht von Montreux, im blauen aufgefchürzten Gewand, die schlanke Gestalt vom schwarzen Mieder umschlossen, mit weißem Bauchermel und Brusttuch; auf dem niedlichen Haupt den bekannten artigen Strohhut mit dem flaschenhalsähnlichen Knopf über dem „Gupf“.

Nach Beendigung ihres Tanzes rückt der Schleifer heran, der die Rebmesser schleift und zu seinem schnurrenden Rad ein kostliches humoristisches Lied singt. Jetzt folzen die Traubenleser, Brententräger und Winzerinnen, alle in das Grün des Weinblatts gekleidet; sie pflücken tanzend die schwelenden Trauben, füllen die Körbe, die Brenten, die Butten, schwingen sie jauchzend in der Luft; umtanzen sie und singen die althergebrachten Volksweisen in den

bekannten schwermüthigen Molltönen fast aller romanischer Lieder. — Doch der Kelter (Trotte, Trühl) rollt heran, die Traube wird gepreßt, die Küfer binden die Gefäße, schlagen mit gewichtigem Hammer den Takt.

Das ganze Gesfolge des Herbstes zieht nun fröhlich von dannen und hintendrin wankt auf seinem Esel der dickbauchige Silen, von zwei Mohren zu beiden Seiten gehalten, währenddem er seinen Weinschlauch kaum von den Lippen bringt und mit heisserer Stimme und schwerer Zunge das Lob des Gewächses von Lavauz und Yvorne lallt.

Jetzt erwartete man wohl den Winter aufzutreten zu sehen. Doch es war nur ein heiterer milder Winter von Montreux; kein Schneemann mit dem eisstarrenden Bart. Ruerst rücken die Jäger heran mit der erlegten Gemse, und singen den Chor, der wie ein Echo aus den steilen Felsen klingt. Es eitönen die Hochzeitzeichen, die hellen Dorfglocken, die zur schönsten Feier des Lebens laden. Es erscheinen die städtlichen Elternpaare der Hochzeitleute, in altmodischem Ehrenkleid, die riesigen Blumensträuße an der Brust, und tanzen im feierlichen Schritt des Menuetts heran. Weißgekleidete Kinder tragen den Korb mit der Morgengabe und den Brautgeschenken; das Brautpaar folgt mit dem stattlichen Zug der Hochzeitgäste, welche Paar um Paar die alten Landestrachten aller schweizerischen Kantone bringen. Jetzt erklingt der fröhliche Lauterbacher, der allgemein gefeiert. Die Paare drehen sich jauchzend, die Mützen fliegen hoch in die Luft; alle übrigen Mitglieder der verschiedenen Bütte auf der Bühne tanzen mit. Doch der Hochzeittanz verstimmt. Es schurrt das Spinnrad, die emsige Hausfrau walzt geschäftig inmitten ihres Haussgeräths; ihr folgen die alten Schweizer, der Hirt des Vaterlandes, und machen abziehend den Schluss. Dann gieng der ganze Zug noch durch einige Straßen der Stadt. An den zwei folgenden Tagen wurde das ganze Festspiel wiederholt, bei besserer Witterung. Am Abend des ersten Tags war Stadt und Hafen glänzend beleuchtet; zahllose Schiffe wiegten sich auf den dunklen Fluthen, während Raketen aufzischten und ben-

galische Flammen bald hier bald dort erschienen und verschwanden und Musikklänge bald nahe, bald ferne über die Wogen erschallten. Auch ein Nachtessen unter der Allee am See und schließlich ein fröhlich belebter Ball für die sämtlichen Theilnehmer fand am letzten Abend auf dem mit zahllosen Gasflammen erleuchteten Festplatze statt.

Die Einnahme einer der Vorstellungen soll zu Gunsten der Brandbeschädigten Burgdorfs bestimmt sein.

Jedermann, der dieses originelle, nur selten wiederkehrende Volksfest gesehen, ist voll Lobes über seine ausgezeichnete Anordnung und Ausführung. Dasselbe wird noch lange in der Erinnerung aller Theilnehmer und Zuschauer fortleben, und gerne widmete auch der hinkende Bote dem schönen Feste eine einlässliche Beschreibung.

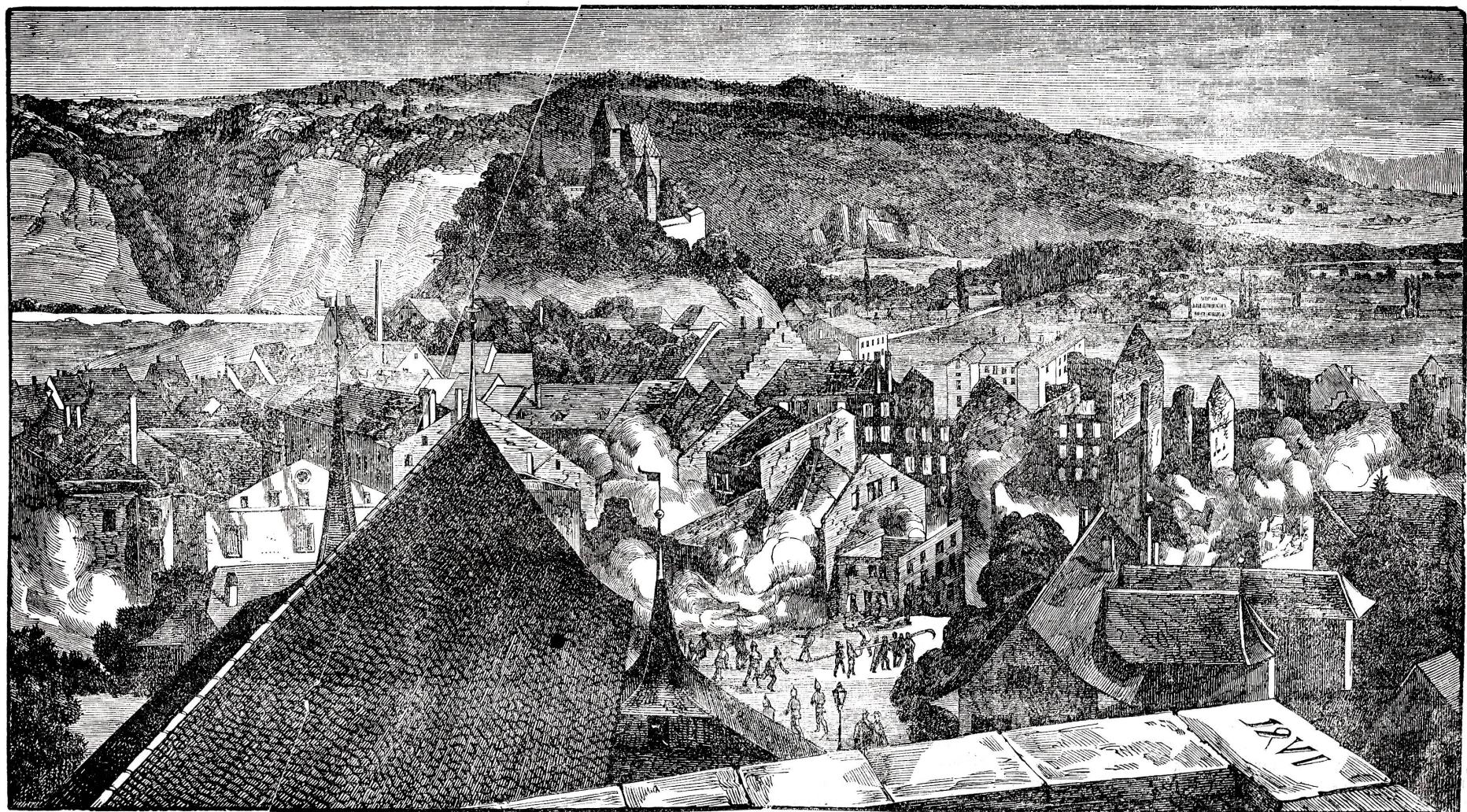
Der große Brand zu Burgdorf, den 21. Juli 1865.

(Mit einer Abbildung.)

Kurze Zeit nach Mitternacht auf den 21. Februar gegen 1 Uhr wurde die Bevölkerung von Burgdorf durch Trommeln, Hornsignale und Sturmgeläute aus dem Schlummer aufgeschreckt. Es war ein furchtbare Erwachen, denn schon schlügen lichterloh die Flammen den Himmel und hatten mehrere Dächer ergriffen, als selbst die Bünderwohnenden erst die Gefahr entdeckten, mit Noth das nackte Leben retten konnten und die erste Hülfe anlangte, die sich gegen die wüthend um sich greifende Feuer gewalt beinahe ohnmächtig zeigte. Der Brand war in einer der kleinen Scheunen und Stallungen im Milchgäpfli in der oberen Stadt ausgebrochen — wie seither sich herausgestellt nicht durch böswillige Brandstiftung, sondern infolge leichtfinniger Behandlung eines Lichts oder einer Lampe durch einen Arbeiter. — Diese Gebäude waren meistens alt, hölzern oder in Kies, lehnten sich an die einzige noch stehende, gegen Oberburg gerichtete Ringmauer mit halbrunden Thürmen, die sich vom Stadteintrang, da wo früher das Bernthor stand, rechts hinab

und dann im Winkel ostwärts bis an die Hintergebäude des Burgerspitals zieht. Diese, so wie die südlich der Mauer in den Gärten liegenden Gebäude des Tabakfabrikanten Schürch blieben gänzlich verschont, da ein starker Hohn oder Südwestwind gieng, der denn auch die von den dünnen Balken und Laden, den Futter-, Stroh- und Holzvorräthen dieser Hütten genährten Flammen über das Gäßchen und die Gärten und Hintergebäude auf die parallel mit dem Milchgäpfli, aber etwas höher stehende Häuserreihe an der rechten Seite der Schmiedengasse trieb, woselbst 13 Firschen, vom Eingang bis zum dortigen Brunnen und Quergäpfli und noch zum Theil jenseits bis in die Nähe des Bärens, verzehrt wurden, während im Milchgäpfli 10 Firschen verbrannten. Die furchtbaren, von Windstößen hin und her wogenden prasselnden Gluthmassen und sprühenden Funkenregen ergossen sich nun, den schwachen Wasserstrahlen und Abhaltungsversuchen der herbeigeeilten Spritzen und Löschmannschaften Hohn sprechend, über die Gasse auf die jenseitige Häuserreihe (die Linke der Schmiedengasse), und breiteten sich über 19 Gebäude aus, vom äußersten, gegen Bern liegenden Etchause des Herrn Handelsmanns Grether — (das außerhalb, aber ganz nahe liegende, nur durch das Kirchgäpflein getrennte schon Progymnasium konnte gerettet werden) — bis zu den nächsten Häusern vor Pfistern. Das Feuer, immer steigend und der Richtung des Südostwindes folgend, ergriff nun auch das in die Schmiedengasse einmündende steile Beginnungsäpflein, wo 4 Häuser, worunter das von Herrn Grether der gemeinnützigen Gesellschaft geschenkte und von dieser unterhaltene Krankenhaus, verzehrt wurden. Von hier und den hölzernen Hintergebäuden, Lauben und Holzbeigen der Schmiedengäpfhäuser, über das dortige schmale Pfisternäpfchen, pflanzten sich die Flammen hinüber auf die Gärten, Lauben und Gebäude der ebenfalls parallelen, aber noch höher liegenden nächsten Seite der Kirchbühlgasse, die zu der Kirche, Stadtkanzlei und dem Pfarrhaus hinauf führt. Sigristwohnung, 2 Schulhäuser und Predigerwohnung, im ganzen 10 Gebäude bis

Der große Brand zu Burgdorf, den 21. Juli 1865.



zur Markthalle hinunter wurden auf dieser Seite eingeschert. Aber nicht genug. Das rasende Element warf sich auch über diese ziemlich breite Gasse auf die jenseitigen Häuser, von welchen, von dem unversehrt gebliebenen des Herrn Dr. Dür hinweg, bis zum Hause Schnell, 7 Gebäude zerstört wurden. Diese Häuserreihe steht am äußersten Rand des vom Schloß zur Kirche sich ziehenden Hügelrückens, hoch über einer Halde und der untern Stadt; hier fand der entzündliche Brand seinen Abschluß. Aber eine ungeheure Feuersäule stammte von der ganzen hochgelegenen Brandstätte in die Wolken empor und verbreitete Schrecken weit und breit in's Land hinein. Alle Glocken der umliegenden Dörfer schlugen Sturm, der Telegraph sezte sich in Bewegung, von allen Seiten eilte Hülfe herbei, die um so nöthiger war, als die Kräfte der schwachen, durch die eigene Noth vieler Leute gesichteten und desorganisierten Reihen der Lösch- und Rettungsmannschaft im fruchtlosen Kampf und beim Mangel an Wasser in der Nähe, erlahmen mußten. Als die Noth am größten war, ungefähr um 3 Uhr, als Kirche und Pfarrhaus und die umliegenden Gebäude, so wie der untere Kirchbühl, Hohgass und östliche Schmiedengäß unrettbar verloren schienen und auf der schlank aufstrebenden Kirchturmspitze ein züngelndes Flämmchen größer und größer wurde und endlich die Flamme zu brennen begann; da rasselten, auf der Eisenbahn angelangt, die Feuerspritzen von Bern (5) mit dem wohl organisierten und gut ausgerüsteten staatlichen Brandkorps heran, wie in einer halbverlorenen Schlacht eine Reservekolonne von Artillerie und Cavallerie heranbraust, und den Kampf wieder herstellt. — Erst um 2 Uhr, als zufällig der Telegraphist zu Bern von einer Gesellschaft her ins Bureau kam, wurde dort die Nachricht vom ungeheueren Brand zu Burgdorf bekannt und konnte Mannschaft und Material gesammelt und nach kurzer Zeit auf die Brandstätte abgesendet werden. Bald folgten andere Böge mit Infanterie und Löschmitteln.

Sogleich trat durch sachkundiges, energisches

Kommando des Chefs (Hauptmann Bomonti) und der andern trefflichen Offiziere, wie durch das tapfere Eingreifen der kühnen und geschickten Pompiermannschaft, Ordnung, Uebereinstimmung, Thatkraft in die gesammelten vorhan denen Löschanstalten und Kräfte, die sich jetzt mehrten, anschlossen und ordneten. Denn zu Fuß und mit Pferden und auf Extrabahnzügen waren unterdessen Mannschaften und Spritzen aus Nähe und Ferne angelangt, aus dem Aargau, Mittelland, Solothurn, Olten, Biel, Aarburg, Küttigen und andern entfernten Orten, ohne von den Nachbarn, wie Oberburg u. a. m. zu ceden, die das höchste Lob verdienten. Wasser wurde in Masse aus den Bächen und Kanälen herausgeschafft, die kühnen und tapfern Bernerpompiers kletterten und schwieben über den von Flammen und Rauch umwirbelten Kirch- und andern Dächern und Mauerriegeln, ließen gewaltige Wasserstrahlen von oben herab in den Heerd des Feuers brausen, die Kirche und der Thurm waren mit den benachbarten Gebäuden gerettet. Von den übrigen Mannschaften tüchtig unterstützt und freudig nachgeahmt, erreichten sie die eigenliche Brandstätte in ihre bisherigen Gränzen einzuschließen, von den austostenden Stadttheilen zu trennen und diese zu schützen und zu retten. Dies gelang ungefähr gegen 11 Uhr Vormittags. Doch diesen Tag und die folgenden Nächte und Tage mußte unablässig gewacht und geschafft werden, um die hin und wieder ausbrechenden Flammen zu löschen, die Gluthen zu dämpfen, die rauchenden Trümmer gefahrlos zu machen, herabzurollen und die Brandstätten und Straßen zu räumen, welches letztere freilich noch wochenlanger angestrengter Arbeiten bedurfte, wozu jedoch die Bevölkerung vieler Orte, nah und fern, in geordneten Scharen, zum Theil mit Ross und Wagen, abwechselnd herbeizog, und selbst Werkmeister von Bern mit zahlreichen Gesellen sachkundige Hülfe brachten.

Doch auf die Entsezen erregende Brandstätte in der Nacht am Morgen des 21. zurückkehrend, würden wir vergeblich versuchen, die Scenen zu malen, die sich hier dem Blick darboten, wenn er auf die Verwirrung und das Getümmel der

Rettenden und Flüchtenden, dann auf die zahlreichen Opfer fiel, die zu hunderten obdachlos und von allem entblößt, indem sie kaum gekleidet den Flammen hatten entweichen können, in den Trümmern herumirrten, ein Familien glied das Andere suchend, oder sich bestrebend, noch etwas von seiner Habe zu entdecken und zu retten. Anfanglich wurden einige Personen vermisst und sprach man von mehreren Vermissten. Endlich beschränkte sich doch die sichere Kunde darauf, daß eine Frau Heggli, Küchlerin, in ihrer Wohnung in der Nähe des Feuerausbruchs in den Flammen geblieben sein mußte. Aber von Resten wurde keine Spur entdeckt.

Noch andere Unglücksfälle, neben den kleineren Verletzungen während des Brandes, kamen bei den späteren Lösch- und Räumungsarbeiten vor. So stürzte eine 25—30 Fuß hohe Haumauer an der äußeren Seite des Kirchbühls, vom Druck des Schuttes und des Wassers erschüttert und miniert, noch am Morgen des 22. auf die dahinter liegende äußere Halde, wo eine Berner Spritze Wache hielt und überschüttete sie unter furchterlichem Getöse sammt der Mannschaft, von welcher 7 mehr oder minder verletzt, selbst lebensgefährlich, verwundet aus den Trümmern hervorgezogen wurden, darunter einer mit Schenkelbruch, andere mit Schlüsselbeinbruch, mit einfacherem Beinbruch, mit starken Kopfwunden und leichtern Contusionen. Sie wurden sogleich verbunden und angten schon Morgens 8 Uhr in den Spitäler zu Bern an. Später wurden einige beim Räumen Beschäftigte durch Explosionen von Bündkapseln u. dgl. in Kellerräumen und Magazinen verwundet.

Der Schaden war groß und wurde amtlich geschätzt, für die Brandversicherungsanstalt für 62 völlig abgebrannte Gebäude auf Fr. 475,600 für 10 theilweise abgebrannte

zusammen auf . . Fr. 530,150

Allein die Abzüge ($\frac{1}{5}$), die relativ geringen Schätzungen und die übrigen nicht versicherten Beträge erheben den nicht zu deckenden Schaden immerhin auf eine weitere halbe Million. Von den Beschädigungen der Beweglichkeiten, die auf circa Fr. 600,000 geschätzt wurden und bei 150 Familien betreffen, werden Fr. 222,000

den 43 Versicherten durch die Mobiliarassurance vergütet, der Rest fällt den übrigen mehr als 100 unversicherten Haushaltungen zur Last.

Aber so wie die Noth dringend und groß, so war auch die werthätige Hülfe und Barmherzigkeit rasch und freigebig. Abgesehen von den sogleich von allen Seiten gesendeten und von den verschonten Bewohnern und der Gemeinde selbst geleisteten Beiträgen an Lebensmitteln, Kleidern, Bettten und Obdach, so wie an Geldvorschüssen u. s. w., stiegen die Steuern in Geld in wenigen Wochen auf Fr. 180—200,000, worunter am frühesten die Gaben der Regierung, Fr. 2000, der Handelsbank in Bern (von Fr. 1000), ferner von Gemeinden, Gesellschaften, Concerten, vereinigten Pataillonen, von Partikularen, namentlich in Burgdorf selbst, in Summen von Fr. 4000, 2000, 1000, 800, 500 und so fort bis zum Schärflein der Aermern. Die Kollekten am Gefangenfest zu Thun und der Ertrag des Concertes der Liederlafel und Frohsinus im Münster zu Bern, stiegen für jede auf nahe an Fr. 2000. Die Gemeinde von Bern beschloß eine Besteuer von Fr. 5000 für Burgdorf und überdies im Hinblick auf die großen, allgemein als unübertraglich anerkannten Leistungen des Berner Brandkorps, zum Bebau der Begründung einer Versorgungsanstalt für die Mannschaft und deren Familien, vorläufig eine Summe von Fr. 1000, für Entschädigungen an die Verwundeten und für Kleider, und Fr. 1000 für Deckung der Kosten, Erfaß des Materials u. s. w. infolge des Brandes Fr. 1000. Burgdorf selbst verdankte die treffliche Hülfe des Brandkorps durch eine Gabe in dessen Kasse. Auch in den übrigen größern Städten der Schweiz bildeten sich sofort Hülfskomite's, und es zeigte sich auch bei diesem traurigen Anlaß die werthätige Liebe der Eidgenossen.

Die Kosten und Mühen der Einrichtung eines guten Brandkorps zahlen sich reichlich und es sollte überall ein Beispiel am vorliegenden Falle genommen werden, so wie sich auch allen Familienvätern, reich und arm, die Nothwendigkeit der Versicherung ihrer Habe näher als jemals an's Herz und Gewissen legen muß.

Aber so ist die Weltordnung, daß für die allzu sorglose und vergeßliche Menschheit, wie für Einzelne, von Zeit zu Zeit Unglückschläge kommen und sie hart treffen müssen, damit bessere Erkenntniß und die Entwicklung der edelsten Eigenschaften daraus hervorgehen.

Wacht auf!

Des Statthalters Knecht saß eines Sonntags ziemlich schlaftrig in der Predigt. Man konnte ihm dieses nicht gar übel nehmen, denn es war gerade nach dem Heuet, wo vom Morgen früh bis Abends spät tüchtig gearbeitet werden mußte. Genug, unser Hans war glücklich eingeschlafen. Der Pfarrer predigte gerade über die christliche Wachsamkeit, und als er nun mit gehobener lauter Stimme rief: „Wacht auf! Wacht auf, ihr Schläfer, aus euerm Sündenschlaf!“ da wachte auch Hans auf; allein, noch schlafsturm, glaubte er, sein Meister rufe ihm und sagte daher ganz laut: „Ich hume g'rad, Herr Statthalter, ich hume g'rad.“ — Als der gute Hans zu sich selber kam, schämte er sich und nach der Predigt wurde er noch tüchtig ausgelacht.

Passende Inschrift.

Einem freisinnigen und unerschrockenen Volksvertreter in einer deutschen Ständeversammlung wurde von einer Anzahl gleichgesinnter Männer als Zeichen dankbarer Anerkennung seiner dem Lande geleisteten Dienste ein schöner silberner Becher geschenkt. Als Inschrift dazu wurden von dem vor einigen Jahren verstorbenen berühmten Dichter Uhland folgende Verse gedichtet:

„Billig, daß mit einem Becher
Ihr den wackern Mann bedenkt,
Weil er als des Landes Sprecher
Reinen Wein hat eingeschenkt.“

Fabel zu Nutz und Lehr für kleine und große Kinder.

Zwei Mäuse saßen kühn und leck
In eines Kellers Schatten,
Und stritten sich um ein Stück Speck,
Das sie erobert hatten.

Es war ein grimmiges Gefecht,
Das könnt ihr leicht ermessen;
Denn jede Maus sprach an das Recht,
Den Speck allein zu fressen.

Und als sie stritten zorniglich,
Da kam von hinten leise
Die Kat' heran und holte sich
Den Speck — und auch die Mäuse.

Begehrlichkeit.

Ein reicher Kaufmann in B. beklagte sich in einem Kaffeehouse, er habe drei Töchter und könne jeder 20,000 Fr. mitgeben; gleichwohl fände sich niemand, der sie nehmen wollte. „Mit Erlaubniß“, sagte einer der Gäste, indem er sich ihm näherte und einen tiefen Bückling machte, „ich bitte mir ein Paar davon aus.“

Zerstreut.

Der alte, gute Herr W. sitzt an einem Abend wie gewöhnlich am Whist-Tisch. Zu einem schwierigen Fall besinnt er sich lange, räuspert sich, wirft die Karte auf den Boden und spukt mitten auf den grünen Tisch.

Abgefertigt.

Ein Schmarotzer fragte in einer Wirtschaft einen dort angetroffenen Bekannten: „Haben Sie gute Cigarren bei sich, mein Lieber?“ — „Ja,“ erwiederte dieser, „ich werde Ihnen gleich eine vorrücken.“

Vergebliche Mahnung.

Ein Gläubiger sah seinen faumseligen Schuldnern in eine Weinhandlung gehen. Entrüstet rief er ihm zu: „Mich bezahlen Sie nicht, aber Wein können Sie trinken!“ — „Freund“, entgegnete dieser, „Sie können wohl sehen, daß ich den Wein trinke, aber gewiß nicht, daß ich ihn auch bezahle.“

Regel für Pfarrer.

Dr. Luther gab einem Candidaten zum Predigen folgende Anweisung: „Tritt frisch auf; thu's Maul auf; hör' bald auf.“

Biel verlangt.

Ein junger Mensch wollte sich malen lassen. „Wie wünschen Sie vorgestellt zu sein?“ fragte der Maler. Die Antwort war: „Mit einem Buche in der Hand, laut lesend.“

Grobheit und Höflichkeit.

Kürzlich gieng ein Schulmeister, ein gar ordentlicher Mann, in Geschäften nach K... Am Thor begegnet ihm ein Herr, den er, höflich, wie er war, grüßt, ohne ihn zu kennen. Der Herr dankt nicht, sondern bleibt stehen und fragt barsch: „Kennen Sie mich?“ — „Nein.“ — „Warum ziehen Sie den Hut vor mir ab?“ — „Kann sein, wenn ich Sie kannte, so hätt' ich den Hut vor Ihnen nicht abgezogen.“ — Der Herr ging weiter und sagte kein Wort mehr.

Ein artiger Ehemann.

Der Schullehrer zu N. äußerte in Gegenwart seiner Frau, er liebe nichts so sehr als seine Bücher. Die Frau wünschte darauf ein Buch zu sein, um Gegenstand seiner bleibenden Neigung zu werden. — „In sol-

chem Falle“, erwiderte der Herr Gemahl, wünschte ich, du wärst ein Kalender, den man jährlich wechseln müß.“

Die Vergnügungsreise.

Ein junger Mann wurde immer verhindert, eine Lustreise zu machen. Endlich reiste er zu seiner Vermählung. — „Der Arme kann es doch nie zu einer Vergnügungsreise bringen“, meinte einer seiner Freunde.

Mißverständniß.

Als einst ein fürstliches Artillerie-Corps seine gewöhnlichen Uebungen machte, sagte General H. zu einem alten, braven Hauptmann: „Sie essen heute eine Suppe bei mir.“ — „Befehlen Sie,“ fragte der Hauptmann, der etwas schwer hörte, und meinte es sei von einer Uebung die Rede, „befehlen Sie mit der ganzen Compagnie?“ — „Nein, guter Alter,“ rief der General, „dazu habe ich nicht Löffel genug.“

Schöne Grabschrift.

In einer kleinen Stadt stürzte ein im Bau begriffenes Haus zusammen und begrub den Baumeister unter seine Trümmer. Man setzte ihm die Grabschrift: „Selig die Todten, sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach.“

Fremde Weine.

In einem Gasthof kam jeden Abend ein gut gekleideter junger Mann und trank, so oft es sich thun ließ, den andern Gästen den Wein weg. Da dies einer derselben bemerkte, so fragte er erbittert: „Wie mögen Sie so unverschämt sein und den Wein anderer Gäste trinken?“ — Verzeihen Sie, erwiederte der junge Mann, dazu glaube ich das

vollkommenste Recht zu haben; denn auf dem Schild dieses Gasthofes steht ja deutlich angerieben: „Hier trinkt man fremde Weine.“

Zarter Wind.

Ein lediger Mann, der sich zu verheirathen wünschte, schrieb einen zärtlichen Brief an eine Dame, welche ihm die nöthigen Eigenschaften zu besitzen schien. In der Nachschrift setzte er die Bemerkung hinzu: „Lassen Sie mich nicht lange auf Antwort warten, da ich noch Andere im Auge habe.“

Erbauliches.

In einem Dorfe wurde ein Bauer von einem Ochsen so gestoßen, daß er bald darauf starb. Der Schulmeister des Ortes ließ ihm folgende Grabschrift setzen:

„Durch eines Ochsen Stoss
Komm ich ins Himmels Schoß,
Und muß ich denn erblassen,
Und Weib und Kind verlassen,
So komm ich doch zur Ruh
Durch dich, du Kindvieh du!“

Denkübungen.

An einem heißen Sommertage trat der Schulinspektor in die Dorfschule. Es war ungewöhnlich still darin; denn der alte Schulmeister und die Schüler waren eingeschlafen. „Was macht ihr“, rief der Inspektor. „Wir halten Denkübungen,“ antwortete gesäßt der alte Schulmeister.

Ein Knabe wird gewünscht.

Ein Kaufmann brauchte einen Laufbüschchen und heftete an seine Ladenthüre einen Zettel mit den Worten: „Ein Knabe wird gewünscht.“ Am nächsten Morgen fand er in einem Körbchen am Thürdrücker hängend

ein Kind, in dessen Händchen ein Zettel gebunden war mit den Worten: „Hier ist er.“

Starke Zumuthung.

Bei dem Glockenzuge eines Strumpfwebers las man Folgendes: „Wer von meinen Waaren zu haben wünscht, wird höflichst gebeten, von Morgens 8 bis Mittags 12 und Nachmittags von 2 bis 4 Uhr zu klingeln.“ —

Ein aufrichtiger Bettler.

„Mein Herr, erbarmen Sie sich,“ rief ein Bettler, sonst muß ich etwas thun, was ich nie gethan habe.“ Mit einer mitleidigen Gabe verband der Herr die Frage? „Nun, aber was wolltest du denn thun, Unglücklicher?“ — „Arbeiten,“ war die Antwort des Bettlers.

Die Ermordung des Präsidenten Abraham Lincoln und Mordversuch auf den Minister Seward in Washington den 14. und 15. April 1865.

(Mit einer Abbildung.)

Wie sich große Freude urplötzlich in großes Leid verwandeln kann, vom Abend zum Morgen, hat Washington, die schöne Hauptstadt der nordamerikanischen Freistaaten, am 14. und 15. April d. J. erlebt. Der Präsident, Abraham Lincoln, war mit seinem Sohne, Capitän Lincoln, und dem Ober-General Grant, von einem Besuch bei der siegreichen Armee, in der vor kurzem eroberten Stadt Richmond zurückgekehrt, und hatte sich den Tag über mit Staatsangelegenheiten beschäftigt, um die Wunden des Kriegs zu heilen, die Armee zu vermindern, und die

Ruhe herzustellen. Er sprach im versöhnlichen Sinn mit den ihn besuchenden Staatsmännern und Generalen über die nunmehr überwundenen Gegner des Südens. Auf eine Bemerkung: daß man im Norden sehr besorgt gewesen, ein Verräther möchte ihn bei seinem Besuch in Richmond erschießen, erwiederte Lincoln scherzend mit den denkwürdigen Worten: „Er würde selbst in Angst gewesen sein, wenn jemand anders als er, Präsident, dorthin gegangen wäre; daß er aber für sich nicht die geringste Besorgniß gehabt habe.“ Am Abend dieses Tages war zur Feier des Sieges der Armee und der Beendigung des vierjährigen Bürgerkriegs, der am 14. April 1861 mit der Wegnahme des Bundesforts Sumter bei Charlestown durch die Aufständischen begonnen hatte, große Illumination in der Hauptstadt. Die ganze Bevölkerung bewegte sich in allgemeinem Jubel durch die Straßen und freute sich über die eingetretene Friedenszeit unter der Regierung eines so beliebten und geachteten Präsidenten wie Lincoln. Man hatte ihn mit General Grant eingeladen, in Ford's Theater einem Festspiel beizuwohnen; es wurde das beliebte Lustspiel „Unser Better aus Amerika“ gegeben. Eine besondere Loge auf dem Prosencium, nahe an der Bühne, war für sie geschmückt worden und das Publikum harrte mit Begierde der Erscheinung der beiden berühmt gewordenen Männer, des ersten Magistraten und des ersten Generals der großen Republik. Grant war aber wieder zum Heere abgereist und entging so dem ihm ebenfalls vorbereiteten Tode. Lincoln aber fuhr, obwohl ermüdet und ungern, dennoch, um aus Gutmütigkeit die Erwartung des Publikums nicht zu täuschen, in seinem Wagen mit seiner Gattin nach dem Theater, in Begleitung

der Tochter und des Stieffohns des Senators Harris, Miss Harris, und Major Henry Rathbun. Als die Gesellschaft in der für sie bestimmten Loge anlangte, war das Stück, nach amerikanischer Sitte, wo auf Niemanden, er mag noch so hohen Rang haben, gewartet wird, schon im Gang. Der eben auf der Bühne befindliche Komiker hatte die Worte gesprochen: „das erinnert mich an einen Span, wie Herr Lincoln sagt“, und angefangen, die Anekdote zu erzählen, als der Genannte eintrat, was dem Jubel, mit dem er empfangen wurde, noch ein heiteres Gelächter beifügte, indem es bekanntlich Lincolns Gewohnheit war, in seinen Gesprächen häufig solche humoristische Geschichtchen aus seinen Erlebnissen einzuflechten. Der Schauspieler wurde deshalb veranlaßt, seinen Spatz wieder von vorn anzufangen. Der Präsident nahm in einem Schaukel-Fauteuil zuvorderst, links an der Brüstung Platz, Mistress Lincoln in einem solchen rechts, von innen gesehen, und die beiden jungen Leute hinter ihnen, an der Wand der Loge, die groß war und noch einen ziemlichen Raum für Eintretende darbot. Zwei Logenthüren, wovon eine geschlossen sein sollte, giengen auf einen etwas dunkeln Corridor, zu dessen Thüre man von einer größern Zuschauergallerie hinter den Bänken durch gelangen konnte. Hier hatte sichemand eingeschlichen und lauschte mit unheilvollen Absichten hinter den Logenthüren, an welchen vorher die Kloben und Riegel locker gemacht und kleine Löcher durchgebohrt worden waren. Die Theatervorstellung gieng ruhig fort bis zum dritten Akt. Plötzlich, aber beinahe lautlos öffnete sich die einte Logenthüre; ein eleganter junger Mann in schwarzer Kleidung erschien, eine Pistole in

Die Ermordung des Präsidenten Lincoln.



der einen, einen Dolch in der andern Hand, schritt vor bis auf geringe Distanz hinter den Präsidenten, der ihm den Rücken kehrte und auf die Bühne schaute. Ein Schuß fiel mit nicht zu starkem Knall noch Rauch. Der Präsident senkte ansangs kaum merklich den Kopf, bevor er in seinem Stuhl zusammen sank. Die Kugel war ihm hinter dem linken Ohr hinein, in der Richtung nach dem rechten Auge gedrungen, aber im Gehirn sitzen geblieben. Major Rathbonn sah sich um, als er den fremden Mann erblickte, den er anfänglich für einen blos verirrten oder zu dringlichen Zuschauer hielt und zurechtweisen wollte. Als er indeß seine Haltung bemerkte, ihn einige Worte wie „Freiheit“ ausstossen hörte und der Schuß fiel, ergriff er den Kerl, der ihm jedoch mit seinem Messer einen Stich nach der linken Brust versetzte, sich losriß, nach vorn an die Brüstung der Loge eilte, seinen Dolch in theatralischer Weise schwang und die Worte rief: „Sic semper tyranis!“ (so geschehe stets den Tyrannen!) Rathbonn stürzte ungeachtet der empfangenen Wunde dem Mörder nach, ergriff ihn beim Kleid, wovon ein Stück abriß, während derselbe über die Brüstung, 12 Fuß tief, auf die Bühne sprang, dort auf die Hände und ein Knie fiel und sich leicht verletzte, bei welchem Sprung er einen Faden von der Bundesfahne, die an der Loge angebracht war, herunterriß mit einem Sporn, der abbrach und auf dem Theater blieb. Rasch hatte sich der Mörder aufgerafft, eilte hinter dem auf der Bühne stehenden Schauspieler durch nach dem Hintergrund, wo er nochmals, den Arm dem Dolch aufhebend, gegen das Publikum gerufen haben soll: „Ich hab's vollbracht.“ worauf er hinter den Coulissen verschwand. Der ihm in den Weg

kommenen Laura Keene versetzte er einen Schlag auf die ausgestreckte Hand, führte gegen den ihm ebenfalls hinderlichen Capellmeister einen Stoß mit dem Messer und entwich durch einen ihm bekannten hintern Ausgang des Theaters in's Freie, wo er, wie man nachher erfuhr, sich auf das dort von einem Individuum bereit gehaltene Pferd warf und in rasendem Galopp von dannen jagte. — Der ganze Auftritt im Theater hatte so kurze Zeit gedauert und war anfänglich von der Mehrzahl der Anwesenden so oberflächlich bemerkt worden, daß niemand recht begriff, was geschehen sei, und Manche glaubten es sei Feuer ausgebrochen, bis Frau Lincoln, indem sie ihren Gatten einsinken sah, laut auffschrie, sich über ihn beugte und ihn mit ihrer Begleiterin in den Armen hielt, während Rathbonn an der Brüstung dem entfliehenden Mörder nachschaute, und rief, man solle ihn aufhalten. Jetzt brach erst der Sturm los, viele Stimmen schrien: „Der Präsident ist erschossen, hält den Mörder, hängt ihn, hängt ihn!“ Die Zuschauer stürzten auf die Bühne, andere erkletterten die Loge. Es war eine unbeschreibliche Scene des Entsetzens. Miss Keene und der Direktor ermahnten das Publikum, ruhig und bei kaltem Blut zu bleiben. Man rief nach Hülfe, Ärzte eilten herbei, die Wunde des Präsidenten blutete wenig, war aber offenbar lebensgefährlich. Er wurde in die benachbarte Wohnung eines Deutschen gebracht, wo er die Nacht blieb, von seinen Angehörigen und den besten Ärzten umgeben und besorgt. Er atmete hörbar, öffnete aber niemals die Augen und blieb ohne Bewußtsein. An eine Rettung war bei einmal entdeckter Richtung der Kugel nicht mehr zu denken. Frau Lincoln,

von Schmerz überwältigt, wünschte laut, daß der Mörder sie statt ihres Mannes getroffen hätte. Ihr Sohn, der ebenfalls herbeigeeilt war, sowie der Minister Staunton trösteten sie nach Kräften. Um 8 Uhr Morgens wurde das Atmen des Präsidenten leiser und hörte bald auf. Das große Herz Abraham Lincolns stand still, sein Körper war todt, aber sein Geist und sein Name leben fort in der Geschichte und dem Andenken seiner Mitbürger. Die Trauerrunde lief mit Blitzesschnelle durch die Hauptstadt, durchs ganze Land, übers Meer in alle Länder der Erde und erregte überall die größte Theilnahme, wie die tiefste Entrüstung über die Schandthat, selbst bei den besiegtene Gegnern. — Das am 18. April erfolgte Leichenbegängniß, das den Sarg Lincolns von seiner gewesenen Amtswohnung, dem weißen Haus, nach dem Capitol zu Washington führte, war nicht nur grohartig durch die Masse der begleitenden Truppen und Bürger in endlosem Zuge, sondern durch den ungeheuchelten Ausdruck der Trauer und des Schmerzes aller Theilnehmer. Der Name des entwichenen Mörders ward aber bald entdeckt durch verschiedene Umstände, welche der That vorausgegangen waren und sie begleitet hatten. Es war ein Schauspieler, John Wilkes Booth, 27 Jahre alt, gebürtig aus Baltimore, der längere Zeit in den Südstaaten sich aufgehalten, von Anfang des Bürgerkrieges hinweg sich als ein wütender Anhänger des Südens und fanatischer Feind der Mitglieder der Bundesregierung gezeigt und mehrmals Morddrohungen gegen Lincoln ausgestoßen hatte. Ausgeschrieben und überall von der Polizei und von Freiwilligen

aufgespürt und verfolgt, wurde Booth nach mehreren Tagen in einer Hütte, wohin er sich geflüchtet hatte und mit Feuerwaffen zur Wehr setzte, erreicht und von einem der Verfolger erschossen, sein Leichnam aber nach Washington geschafft, als derjenige des Mörders erkannt und in einem der Welt unbekannten Winkel verscharrt.

In der gleichen Nacht aber (14. auf 15. April), wo Lincoln ermordet wurde, drang ein zweiter Bösewicht, wahrscheinlich im Einverständnis mit Booth und andern Verschwörern, in die Wohnung des Staatsministers Seward, der in Folge eines erlittenen Sturzes krank im Bette lag. Unter dem Vorwand, eine vom Arzt verordnete Medizin persönlich übergeben zu sollen, eilte er an einem Bedienten, der ihn abweisen wollte, vorbei, in das dritte Stockwerk, versetzte im Vorzimmer dem Herrn Friedr. Seward mehrere Streiche und Stiche, ebenso einem Abswärter, der neben der Tochter des Ministers am Krankenbette wachte, stürzte sich auf diesen selbst und brachte ihm mit seinem Dolch zwei Stiche in den Hals und zwei im Gesichte bei und verwundete ihn so, daß man für dessen Leben besorgt war. Der Thäter konnte sodann während des entstandenen Getümmels, trotz aller Versuche ihn zu halten, entweichen, und sich eine Weile der Verfolgung entziehen. Er wurde aber noch gleichen Tags bei einer Frau Surrat, deren Sohn im Verdacht stand, ergriffen. Er hieß Payne und wurde mit mehreren der Mithülfe Beschuldigten vor Gericht gestellt, um seinen Lohn zu empfangen. Mit drei andern Mitschuldigen wurde er zum Tode durch den Strang verurtheilt.